Drei Jahre

aus meinem Leben.

Von

Dr. Konrad Martin,
Bischof von Paderborn.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1877.

Mainz. Druck von Joh. Falk III.

Nicht „Dichtung und Wahrheit,“ sondern die reine Wahrheit ist in diesen Blättern niedergelegt. Doch wurden die Geschicke und Begebenheiten, die in dem Rahmen dieser drei Jahre meiner Gefangenschaft und meines Exils eingeschlossen sind, anfangs lediglich für meinen persönlichen Zweck aufgezeichnet, um die einzelnen Umstände derselben meiner eigenen Vergeßlichkeit zu entziehen. Mit der Darstellung dieser meiner eigenen Schicksale und der Betrachtungen über dieselben vor das Publikum zu treten, trug ich anfänglich eine gewisse Scheue. Die Arbeit, die ich gleich nach der Rückkehr von meiner letzten Romreise unternommen und in einem Zuge zu Ende gebracht, hatte längere Zeit in meinem Pulte geruht, als ich sie, um sie an verschiedenen Stellen noch zu ergänzen, gelegentlich wieder zur Hand nahm.

Ein geschätzter Freund, der während der Zeit, wo ich mit diesen Ergänzungen beschäftigt war, bei mir zu Besuch eintrat und von dieser Arbeit Kenntniß erhielt, redete mir zu, dieselbe als ein kleines Zeitbild der Oeffentlichkeit zu übergeben.

1*

Nach näherer Erwägung glaubte ich denn auch, daß die Scheue, die ich vor der öffentlichen Darlegung meiner eigenen Geschicke anfänglich empfunden, vor höheren Rücksichten zurücktreten müsse. Ich gehöre nicht mir selbst, sondern ich gehöre mit Allem, was ich bin und besitze der Kirche, und insbesondere meiner geliebten Diöcese, welche meine Braut ist und der ich nächst Gott über mein Thun und Lassen Rechenschaft schulde, auch über die Zeit, während deren ich gewaltsam von ihr getrennt bin. Das Band, das mich mit ihr verbindet, ist nicht zerrissen und kann von keines Menschen Hand zerrissen werden. Nachdem ich solches erwägend, mit mir selbst in's Reine gekommen, unterwarf ich die Arbeit einer nochmaligen genauen Durchsicht, um an ihr die durch den neuen Zweck bedingten Veränderungen auszuführen. In dieser veränderten Gestalt nun übergebe ich sie hiermit den geliebten Freunden, deren frommem Gedenken ich mich bei dieser Gelegenheit abermals recht dringend empfohlen haben will.

Am 18. Oktober, dem Feste des heiligen Evangelisten Lukas, 1877.

Erstes Jahr.

Meine Gefangennehmung.

Als im Frühjahre 1874 die Folgen des Culturkampfes über mich hereinzubrechen drohten und schon verschiedene Strafverfügungen und gerichtliche Straferkenntnisse gegen mich ergangen waren, sah die alte ehrwürdige Paderstadt ein nie gesehenes rührendes Schauspiel, das am Feste Mariä Verkündigung anfing und sich dann bis in den Monat Mai hinein dem erstaunten Blicke wiederholt darbot. Im Vorgefühle, oder vielmehr in klarer Voraussicht Dessen, was da kommen würde, hatte sich an dem genannten hohen Festtage aus verschiedenen entfernten Theilen der Diöcese Paderborn, besonders aus dem Regierungsbezirke Arnsberg, ein Heereszug von katholischen Männern zur ehrwürdigen Bischofsstadt, und hier zum bischöflichen Hause hin in Bewegung gesetzt; man schätzte die Zahl auf 5000. Es war gegen 2 Uhr Nachmittags, als der Zug an meinem Hause anlangte. Er stellte sich in dem größeren Saale des

Hauses und dem angrenzenden Garten auf. Ansprachen wurden gehalten, religiöse Lieder gesungen, feierlich das Taufgelübde erneuert, zu dessen Besiegelung die ganze gläubige Volksschaar schließlich auf die Kniee niedersank und laut das apostolische Glaubensbekenntniß abbetete, — alles dieses mit einer Ruhe und dem Ausdrucke einer Entschlossenheit, Festigkeit und Glaubensfreudigkeit, wie sie nicht schöner gedacht werden kann. Wer diese Scene mit Augen sah und davon nicht tief ergriffen wurde, kann auf ein religiöses Gefühl nicht Anspruch machen.

Ohne die öffentliche Ordnung im geringsten zu stören, zogen diese 5000 ruhig, wie sie gekommen, wieder von dannen; jedoch, so schien es, nur um andern bald nach ihnen ankommenden Pilgerschaaren Platz zu machen. Denn nachdem einmal mit diesen großartigen öffentlichen Kundgebungen der katholischen Liebe und Treue der Anfang gemacht war, folgte zwei ganze Monate hindurch immer die eine auf die andere. Es existirt kein vom Bischofssitze noch so weit abgelegener Theil (denn bekanntlich ist die Diöcese Paderborn an Umfang eine der ausgedehntesten von Deutschland), es existirt in der großen ausgedehnten Diöcese kein Dekanat, das nicht um diese Zeit fast Tag für Tag in größerer oder geringerer Zahl seine Vertreter sandte, die von der un=

verbrüchlichen katholischen Treue seiner Bevölkerung öffentlich und vor aller Welt Zeugniß ablegen sollten. Der denkwürdigste Tag in dieser ganzen Zeit war der zweite Ostertag, wo im Ganzen nicht weniger als eine Anzahl von 15000 Mann in großen, nach verschiedenen Dekanaten und Pfarreien geordneten Abtheilungen nach einander erscheinend, ähnlich wie es am 25. März geschehen war, ihre unerschütterliche katholische Glaubenstreue öffentlich bekundeten, bei welcher Gelegenheit auch der bald darauf uns durch den Tod entrissene unvergeßliche selige Herr von Mallinckrodt zu einer begeisterten Ansprache das Wort ergriff.

Niemals fand bei diesen sich, wie gesagt, fast zwei Monate hindurch fortsetzenden großartigen Aufzügen und spontanen Manifestationen auch nur die geringste Unordnung oder Ruhestörung statt, so daß die Polizei und Staatsanwaltschaft zum Einschreiten niemals Anlaß fanden, obgleich diese Manifestationen in der mehrere Monate nachher vom Oberstaats-Anwalt Irgahn gegen mich abgefaßten Anklageschrift ebenfalls als Anklagemomente figurirten.

Mittlerweile hatte das dunkle Gewölke sich immer drohender gegen mich zusammengezogen. Mehrere wegen Uebertretung der Maigesetze gegen mich gefällte gerichtliche Straferkenntnisse waren inzwischen

rechtskräftig geworden und lauteten auf Geldstrafen von so und so viel tausend Mark, subsidiär auf eine entsprechende Gefängnißstrafe. Die Liebe eines mir unbekannten edlen Wohlthäters hatte sich ins Mittel gelegt und hatte, um mich vom Gefängnisse zu befreien, da ich selbst insolvent war, ohne mein Vorwissen die Geldstrafe, zu der ich verurtheilt war, der Gerichtskasse für mich ausgezahlt.

So sehr mich aber die liebreiche Intention des edlen hochherzigen Spenders rührte, glaubte ich doch aus höheren Rücksichten die Wohlthat nicht acceptiren zu dürfen, und daher gegen die für mich geleistete Zahlung bei Gericht Protest erheben zu müssen. Das Kreisgericht in Paderborn entschied jedoch gegen meinen Antrag und das Obergericht daselbst, an das ich appellirte, bestätigte das kreisgerichtliche Erkenntniß. Die Frage, ob die von einem Dritten wider Wissen und Willen des Verurtheilten bei Gericht gezahlten Strafgelder vom Gerichte acceptirt oder abgelehnt werden müßten, erregte damals allgemeines Interesse und wurde auch in der Tagespresse lebhaft erörtert.

Was mich selbst anging, glaubte ich, nachdem das Obergericht die Entscheidung des Kreisgerichtes bestätigt hatte, bei dieser Entscheidung mich beruhigen zu müssen. Dagegen legte nun der Oberstaatsan-

walt die Frage dem Obertribunal zu Berlin zur Entscheidung vor und es dauerte nicht lange, so kam von Berlin der Bescheid, daß die gegen meinen Willen von einem unbekannten Dritten eingezahlten Strafgelder vom Gerichte nicht angenommen werden dürften. Es wurde mir nun vom Kreisgerichte in Paderborn eine kurze Frist gesetzt, binnen deren ich mich im Gefängnisse freiwillig stellen sollte, und da dieß nicht geschah, wurde ich am 4. August 1874, also gerade am Feste des heiligen Dominikus, in meinem bischöflichen Palais in Gegenwart des mir seine liebevolle Theilnahme bezeugenden hochwürdigen Domkapitels, des Stadtklerus und mehrerer anderer Freunde und Bekannten, ergriffen und unter Gewaltanwendung ins Gefängniß abgeführt. So sehr man auch Tag und Stunde meiner beschlossenen Gefangennehmung geheim zu halten gesucht, so hatte sich doch die Kunde davon wie ein Lauffeuer durch die Stadt verbreitet, und es hatte sich vor meinem Palais eine solche unabsehbare Volksmenge angesammelt, daß ich nur mit der größten Mühe vor dem gewaltigen Andrang in den zu meiner Wegführung bereit stehenden Wagen hineingeschafft werden konnte. Es brach in der gewaltigen Volksmenge, die mich, als ich in den Wagen einstieg, umzingelte, ein wahrer Sturm von Zurufen und sympathischer Kundgebungen los. Diese

lauten Zurufe und Kundgebungen wiederholten sich in allen Straßen, die ich zu passiren hatte, bis der Wagen vor dem Gefängnisse, das mich aufnehmen sollte, angekommen war und hier anhielt. Und dieselbe Liebe, die bei meiner Gefangennehmung zu einem so lauten stürmischen Ausdrucke gekommen, und die mir durch alle Straßen, durch die ich fuhr, das treue Geleit gegeben, begleitete mich auch ins Gefängniß selbst hinein. Denn als ich aus dem Wagen ausstieg, entstand eine Scene, die ich mit Worten nicht schildern kann. Es wollten die von allen Seiten her und durcheinander schallenden Zurufe kein Ende nehmen, und ich wurde von einem wahren Walde von Blumen-Bouquets von allen Seiten her gleichsam überschüttet; auch die Stufen, die ich ins Gefängniß hinaufsteigen mußte, waren dicht mit Blumen bestreut. Durch solche großartige Kundgebungen der Liebe war ich tief bis zu Thränen gerührt. Zwar hatten auch die früheren wechselseitigen Beziehungen zwischen mir und der guten Paderstadt nichts zu wünschen übrig gelassen. Das vulgäre Wort: „Je näher bei Röm, desto schlechter die Christen," ist in seiner Allgemeinheit verstanden jedenfalls nur halbwahr; in Bezug auf die Metropole der Diöcese des heiligen Liborius ist es aber in keiner Hinsicht wahr. Gewiß gibt es wohl äußerst wenige bischöfliche Sitze,

die hinsichtlich ihrer Anhänglichkeit, Liebe und Treue gegen den Diöcesan- und Stadtpatron mit der ehrwürdigen Paderstadt den Vergleich aushalten. Man braucht von der jährlichen Feier des Hauptfestes des heiligen Liborius nur einmal Zeuge gewesen zu sein, und man wird diesem Urtheile zustimmen. Die innige, begeisterte, heilige Festesfreude glänzt da aus Aller Augen. Mit den aus allen Theilen der Diöcese versammelten Pilgerschaaren wetteifern die gläubigen Stadtbewohner, um ihre tiefe, eingewurzelte Verehrung gegen ihren erhabenen himmlischen Patron zum Ausdrucke zu bringen. Als ich im Juli des Jahres 1857 diese Feier zum erstenmale mitbeging, konnte ich mich vor Bewunderung, aber auch vor Rührung nicht fassen. Einen ähnlichen frommen und begeisterten Eifer aus Anlaß ähnlicher, dem Diöcesan- oder Stadtpatron gewidmeten Feierlichkeiten hatte ich nirgendswo gesehen. Auch bei der Feier der monatlichen Bruderschaft des heiligen Liborius wiederholt sich jedesmal, wenn auch natürlich im kleineren Maßstabe, dieses Bild der Andacht und geistlichen Freude. Wird dann bei einer dieser Gelegenheiten das so beliebte religiöse Volkslied: „Du großer Hirt und Gottesmann, Liborius, halt für uns an,“ angestimmt, so stimmt die ganze feiernde Volksmenge mächtig ein, und man meint, man sähe es dann mit Augen,

wie ein Strom heiliger Begeisterung sich durch die ganze versammelte Menge fortwälzt und Alles gleichsam gewaltsam mit sich fortreißt.

Diese angestammte Liebe zum himmlischen Hirten und Patron aber pflegt die treue Paderstadt und die Diöcese auch auf dessen irdischen Stellvertreter zu übertragen. Wie viele herrliche Beweise von Liebe und Ergebenheit hatte ich nicht während der achtzehnjährigen bischöflichen Amtsführung von der geliebten Diöcese überhaupt und von der treuen ehrwürdigen Paderstadt insbesondere fort und fort empfangen?

Ich erinnere hier nur an die Liebe und Begeisterung, womit Stadt und Diöcese gleich Anfangs die von mir eingeführte ewige Anbetung des heiligsten Sakramentes aufgenommen hat. Ich erinnere an die Opferwilligkeit und an die edle Freigebigkeit, wodurch Stadt und Diöcese die zur Erziehung des Klerus ins Leben gerufenen kirchlichen Anstalten so großmüthig unterstützt hat. Ich erinnere, was die treue Paderstadt insbesondere betrifft, an den begeisterten Empfang, den sie mir jedesmal, so oft ich von der Hauptstadt der Christenheit zurückkehrte, besonders bei der ersten Rückkehr im Jahre 1859 und bei der Rückkehr im Jahre 1867 angedeihen ließ; ich erinnere an das großartige, schöne Schauspiel der 6—7000

gläubigen Christen, die, aus jedem Stande, aus jedem Alter und Geschlechte, am ersten Adventsonntage des Jahres 1859 bei Eröffnung des ewigen Gebetes in der altehrwürdigen Kathedrale meiner Einladung gemäß für den damals schon so bedrängten Heiligen Vater die heilige Communion aufopferten. O, wie undankbar wäre ich gegen Gott und gegen meine geliebte Diöcese, wenn ich diese und so viele andere Beweise von Liebe und Ergebenheit, wie sie mir im Laufe der achtzehn Jahre meiner bischöflichen Amtsverwaltung von der Stadt und Diöcese des heiligen Liborius zu Theil geworden, jemals vergessen könnte! Aber alle diese Beweise von Theilnahme, von Liebe und Treue der Stadt und Diöcese wurden vor und bei meiner Gefangennehmung verdoppelt und verdreifacht. Sie sind weltkundig geworden; sie stehen in den Annalen der Diöcese einzig da und sie werden darin zum Gedächtniß der künftigen Jahrhunderte unverwischbar aufbewahrt bleiben. Freilich war es aber auch, so lange der bischöfliche Sitz in der Paderstadt errichtet ist, noch nie vorgekommen, daß der Oberhirt mit den Vagabunden und Uebelthätern in dasselbe Gefängniß eingeschlossen worden.

Meine sechs ersten Wochen im Gefängnisse.

Ins Gefängniß eintretend, wurde ich hier vom Director des Paderborner Kreisgerichts und vom Untersuchungs-Richter in Empfang genommen und sofort in meine Gefängnißstube geführt. Diese bestand aus einem zwar nicht geräumigen, doch nicht ganz unfreundlichen Zimmer mit einem kleinen Nebenzimmer, das mir zur Schlafkammer diente. Die Gefängnißstube wurde gleich nach meinem Eintritte in dieselbe von Außen verschlossen und ich befand mich also jetzt im eigentlichen Sinne hinter Schloß und Riegel, abgeschnitten von allem Verkehr mit der Welt. Mein Inneres war bewegt. Ein Gefühl drängte das andere. Unter verschiedenen anderen Erinnerungen, denen ich mich eine Zeitlang überließ, tauchte auch diejenige eines in dem ersten Jahre meiner bischöflichen Amtsführung den Insassen desselben Gefängnisses gemachten oberhirtlichen Besuches auf. Ich hatte den armen Gefangenen bei dieser Gelegenheit eine kurze Ansprache gehalten, und ihnen wegen ihres Verhaltens im Gefängnisse allerlei liebevolle Ermahnungen gespendet. „Hättest du," dachte ich bei mir selbst, „damals wohl ahnen können, daß du selbst einst, in dem nämlichen Gefängnisse eingesperrt, in die Lage kommen würdest, die Ermahnung zur Geduld

und Ergebung, die du den damaligen Insassen damals ans Herz gelegt, selbst beherzigen zu müssen! O, welche Veränderung der Zeiten, welche Gegensätze, das Damals und das Jetzt; damals, wo es noch keinen Culturkampf gab, damals ein so schöner, ungestörter, heiterer Friede und jetzt! O tempora, o mores!"

Doch es dauerte nicht lange und der Sturm der Gefühle beschwichtigte sich allmählig vor dem wieder und wieder erneuerten Gedanken: „Alle Haare unseres Hauptes sind gezählt." Ich griff nach dem Bleistifte und einem Stück Papier, das ich bei mir trug (denn Dinte wurde mir erst am anderen Tage verabreicht, nachdem ich zum Gebrauche derselben vom Director des Kreisgerichts mir die Erlaubniß erbeten) und zeichnete mir eine bestimmte Tagesordnung auf, wie ich sie im Gefängnisse beobachten wollte.

Als der erste Tag meiner Gefangenschaft zu Ende gegangen, wurde ich Abends, als ich schon im Begriffe stand, mich zur Ruhe zu begeben, jedoch noch in meinem Wohnzimmer mich befand, durch einen Steinwurf, wodurch von fern her eine Fensterscheibe in meiner Schlafzelle eingeworfen ward, sehr in Schrecken gesetzt. Ich wußte mir nicht zu erklären, woher dieser Steinwurf kam und was er bedeuten sollte. Doch schien mir das Wahrscheinlichste, es habe Jemand an den mir bei meiner Gefangennehmung dargebrach-

ten großartigen Liebes-Beweisen Anstoß genommen, und er habe sich für diese durch diesen kleinen Muthwillen rächen wollen. Später verlautete gerüchtweise, es sei der Sohn eines angesehenen protestantischen Mannes in Paderborn, der sich dieses Vergnügen gemacht habe, während von anderer Seite behauptet wurde, der Stein sei von Jemanden aus der Volksmenge, die sich, um mir eine Serenade darzubringen, auf der Promenade hinter dem Gefängnisse aufgestellt, auf die Gefängnißmauer in der guten Absicht geschleudert worden, meine Aufmerksamkeit zu erregen und mich ans Fenster zu ziehen, damit ich den Klängen des mir dargebrachten Gesanges lauschte. Eine über die Sache von Gerichtswegen eröffnete Untersuchung brachte hierüber keine Aufklärung und ich erwähne des ganzen Vorfalles hier nur deßhalb, weil derselbe in der vom Oberstaatsanwalt zu Paderborn gegen mich abgefaßten Anklageschrift ebenfalls als ein Anklagepunkt figurirt.

Im Uebrigen konnte ich über meine Behandlung im Gefängnisse im Allgemeinen keine Klage führen. Es durfte mir von meinem Hause aus das Essen besorgt werden, ich durfte lesen und schreiben, wann und was ich wollte; doch durften die ankommenden Briefe nur in Gegenwart des Untersuchungs-Richters von mir eröffnet werden und ohne dessen Erlaubniß und Einsicht

durfte ich auch keine Briefe absenden. Ich habe deßhalb nur einige wenige abgehen lassen. Den größten Trost bereitete mir die erhaltene Vergünstigung, daß ich in der Gefängnißkapelle täglich das heilige Meßopfer darbringen durfte. Täglich Morgens 7 Uhr erschien regelmäßig der Gefängnißgeistliche, der gute Procurator des Seminars, der mir bei der Darbringung des heiligen Opfers behülflich war. Keinen einzigen Tag habe ich diesen Trost entbehrt. Am empfindlichsten war für mich die Entbehrung der freien Bewegung in gesunder frischer Luft. Es öffneten sich zwar täglich für ein paar Stunden die Kerkerthüren, aber ich konnte nur auf dem sehr beschränkten Hofraume mit und unter den anderen Gefangenen mich bewegen, so daß ich von der Erlaubniß, meine Zelle mit diesem Hofraume zu vertauschen, manche Tage gar keinen Gebrauch machte, sondern vorzog, etwas frische Luft vom Fenster meines Zimmers aus zu genießen.

Besuche durfte ich nie, als in den letzten Tagen meiner Gefangenschaft, in meinem eigenen Zimmer, sondern immer nur in der Arbeitsstube und in Gegenwart des Untersuchungs-Richters und auch hier nur sehr spärlich annehmen.

In die Zeit meiner ersten Gefangenschaft fiel der siebzehnte August, der achtzehnte Jahrestag meiner

bischöflichen Consecration, den das hochwürdige Domkapitel mit den versammelten Gläubigen in der Kathedrale und die guten katholischen Stadtbewohner auch außerkirchlich durch Beflaggen ihrer Häuser feierten. Mit welchem Troste, mit welcher Freude und Dankbarkeit erfüllte mich nicht diese liebevolle Theilnahme, aber welch' ernstes Nachdenken veranlaßte nicht auch dieser Tag voll ernster Erinnerungen! Die heiligen Väter sagen uns, daß das Oberhirtenamt selbst für englische Schultern zu schwer sei; wie schwer wird es daher nicht für armselige Menschen-Schultern sein, zumal in einer Zeit, wo alle irdischen und unterirdischen Mächte mit solcher Wucht gegen das Reich Gottes anstürmen! Wie sollte man also den Tag, der noch lebhafter an die übernommene Bürde, als an die empfangene Würde erinnert, anders als mit einem stillen Ernste und mit reuiger Abbitte so vieler begangener Fehler und Nachlässigkeiten feiern können!

An dem nämlichen Tage wurde ich auch noch durch die Mittheilung erfreut, daß gleich vom Tage meiner Gefangennehmung an sich eine Schaar frommer Beter auf eigene Hand, doch natürlich mit Wissen und Erlaubniß des Pfarrers, in der Gaukirche allabendlich zur Abbetung des Rosenkranzes versammele, um von Gottes Barmherzigkeit für die

bedrängte Kirche Befreiung und Hülfe zu erflehen. Noch heute, nach drei Jahren, dauert, wie ich erfahre, diese freiwillige Andacht fort, und sie ist seit jener Zeit noch keinen Tag ausgesetzt worden Könnten die guten frommen Fürbitter für ihre Liebe in meiner Seele den Dank lesen!

Meine achtzehn Wochen Haft.

Die sechs ersten Wochen meiner Gefängnißstrafe waren glücklich überstanden und es waren nun noch achtzehn Wochen einfacher Haft rückständig. Der Unterschied zwischen Gefängniß und einfacher Haft bestand für mich aber nur darin, daß die Thüre meines Gefängnisses von Außen nicht mehr verschlossen wurde. Auch der Empfang von Besuch in meinem Zimmer blieb mir nach wie vor untersagt. Selbst meinen Rechtsanwalt durfte ich nicht allein und auf meinem Zimmer, sondern nur in dem Zimmer und in der Gegenwart des Untersuchungs-Richters sprechen.

Auch brachte mir gleich der erste Tag dieser Haft eine unangenehme Bescheerung, durch die mir der Genuß der in meiner Gefangenschaft eingetretenen Milderung nicht wenig verkümmert wurde. Ich wurde durch die mir behändigte Aufforderung des Oberpräsidenten von Kühlwetter, mein bischöfliches Amt frei-

willig niederzulegen, überrascht. Doch der Ausdruck überrascht ist nicht der ganz genaue. Der Oberpräsident von Kühlwetter hatte gleich vom ersten Anfange des Culturkampfes an eine Stellung gegen mich eingenommen, daß ich diese äußerste Maßregel täglich erwarten konnte. Eine Strafverfügung kam auf die andere, und die eine immer noch schärfer als die andere. Ich weiß selbst nicht mehr, wie hoch die Summe der gegen mich verfügten Geldstrafen sich eigentlich belaufen hat. Was mich aber empfindlicher, als alle diese sich Schlag auf Schlag folgenden Strafandrohungen und Strafverfügungen, berühren mußte, waren solche Zumuthungen, die geradezu gegen mein katholisches und bischöfliches Gewissen angingen. Ich erinnere hier nur an den Fall Mönnikes. Hätte ich diesen Priester, der in einer geistlichen Sache mich beim „Königlichen Gerichtshofe für kirchliche Angelegenheiten“ verklagt, der Aufforderung des Oberpräsidenten entsprechend, rehabilitirt, so wäre das ebenso viel gewesen, als ich hätte als katholischer Bischof abgedankt und gegen die heilige Kirche Meineid und Verrath geübt.

Ich hatte daher den Oberpräsidenten in meiner Erwiderung auf seine desfallsige Aufforderung ersucht, er möchte doch, zumal er selbst Katholik sei, in Erwägung ziehen, daß ich seiner Aufforderung ohne mich eines Meineides schuldig zu machen, nicht ent-

sprechen könne. Deßungeachtet hatte er dieselbe Aufforderung mit einer neuen Strafandrohung erneuert, so daß ich mich zu der Erklärung genöthigt sah, ich könne sein Handeln, ohne die Formen des Anstandes zu verletzen, mit den rechten Worten nicht bezeichnen und ich müsse die Correspondenz mit ihm in dieser Sache einfach abbrechen. Da sich daher mein Verhältniß zu ihm derart scharf zugespitzt hatte, wie hätte ich nicht von diesem strengen Beamten die Anwendung der gedachten strengen Maßregel gegen mich erwarten sollen!

Es war mir, wenn ich nicht irre, eine Frist von zehn Tagen angesetzt, innerhalb deren ich die Erklärung, mein Amt freiwillig niederzulegen, an ihn einsenden solle, widrigenfalls das Verfahren auf Entlassung aus meinem Amte würde eingeleitet werden.

Ich ließ aber schon in den ersten Tagen nach dem Empfange der Aufforderung die Erwiederung abgehen: ich werde und dürfe mein bischöfliches Amt nicht niederlegen, ich werde eher Alles erdulden, als meinen beschworenen Pflichten gegen den Papst, gegen die Kirche, und gegen meine vielgeliebte Diöcese untreu werden; die Liebe zur katholischen Kirche sei meine erste Liebe gewesen, sie werde auch meine letzte sein.

Nachdem ich mich dieser Pflicht entledigt, kehrte

ich zu meinen gewöhnlichen Tagesverrichtungen, wie ich sie mir durch die entworfene Tagesordnung selbst vorgezeichnet hatte, zurück.

Die Einsamkeit in meiner Zelle war mir nichts weniger, als peinlich. Das alte Wort: „Ich bin nie weniger allein, als wenn ich allein bin" schien sich auch an mir neu zu bestätigen.

Ich benutzte die unfreiwillige Muße zur Ausarbeitung meiner Schrift über „das christliche Leben," worüber mir die Zeit sehr rasch hinging. Ich kann in Wahrheit sagen, daß ich die ganze Zeit meiner Gefangenschaft hindurch nie auch nur eine Spur von langer Weile empfunden.

Eine kleine Abwechslung in den einförmigen Gang des Gefängnißlebens brachte der auf den 26. November einfallende Namenstag. Die liebe Paderstadt hatte, wie ich aus meinem Fenster an den auf den Nachbarhäusern wehenden Flaggen sah, an diesem Tage wieder ihr Festtagskleid angelegt und der Glückwünschungs-Telegramme und Briefe, die aus der Nähe und Ferne, ja sogar aus den fernsten Gegenden, an diesem Tage ankamen und mit Erlaubniß des Untersuchungs-Richters an mich befördert wurden, mochte wohl die Zahl von 800 übersteigen. Noch nie in meinem ganzen Leben hatten sich so viele gute und edle Menschen zur Feier des Festes mei-

nes himmlischen Namenspatrons im Geiste mit mir vereinigt. Das Durchlesen all' der angekommenen Briefe gewährte mir für mehrere Tage eine sehr angenehme Zerstreuung und nicht allein dieß: dieser Hauch kirchlicher Liebe und Treue, der mir aus ihnen entgegenwehte, war für mich stärkend und erfrischend. Was ist das doch, dachte ich, schon für ein Segen, der aus diesen Leiden der Kirche quillt, daß sie so innig die Herzen zusammen verschmelzen! Hätten wohl jahrenlange mühsame Arbeiten eine solche innige Verbindung erzeugt, als diese geringen, kurz vorübergehenden Leiden? Um diese Zeit gelangten auch noch zwei andere Sympathie-Adressen an mich, von denen die eine, die Adresse einer guten Anzahl belgischer Edelleute, dadurch eine gewisse Berühmtheit erlangt hat, daß sie sogar die Aufmerksamkeit des Fürsten von Bismarck erregte und ihn zu einem diplomatischen Vorgehen gegen das belgische Ministerium veranlaßte.

Die andere bestand in zwei ungemein herzlichen Schreiben, die mir von jenseits des Ocean zugingen. Die beiden als Opfer der Freimaurerei ebenfalls im Gefängnisse schmachtenden Bischöfe von Para und Pernambuco, die mir vom Vatikanischen Concil her ein so treues Andenken bewahrt, hatten die Gelegenheit der Reise eines Priesters nach Europa benutzt, um

mir, dem Gefangenen, aus ihrem eigenen Gefängnisse heraus ihren brüderlichen Gruß und den Ausdruck ihrer brüderlichen Theilnahme und Liebe zuzusenden. Es sind dieselben Oberhirten, deren ich in meinem letzten an meine geliebten Diöcesanen aus dem Gefängnisse erlassenen Hirtenschreiben gedacht habe. Wie sehr mich die Kundgebung dieser zwei Leidensgenossen in dem fernen überseeischen Lande erfreut und gerührt hat, kann ich mit Worten nicht ausdrücken.

Die größte Freude aber bereitete mir die väterliche liebevolle Theilnahme, die mir der Heilige Vater im Monate October durch die Uebersendung einer schönen goldenen Medaille und dann wieder bei Gelegenheit meiner Namenstagsfeier durch einen telegraphischen Gruß und Segenswunsch so huldvoll ausdrückte, oder ausdrücken ließ.

Dieser Ausdruck der Anerkennung des Statthalters Christi, welcher damals schon selbst ein Gefangener in seinem eigenen Hause war, wog für mich allein schon weit die Fluth aller der Schmähungen und Lästerungen auf, womit ich von den Gegnern der Kirche schon seit Jahren so überreich war bedacht worden.

Meine „Absetzung.“

Aber mit diesen zahlreichen Beweisen der Liebe und Theilnahme, wodurch mir von allen Seiten her meine Gefangenschaft so versüßt wurde, folgten mir auch in meine Einsamkeit, fast Tag für Tag, neue gerichtliche Vorladungen, neue Strafandrohungen und Strafverfügungen. Ich erinnere mich, daß ich an einem Tage nicht weniger als zwanzig gerichtliche Schreiben durch den Gerichtsdiener zugestellt erhielt.

Auch der Oberpräsident von Kühlwetter fuhr mit gewohntem Eifer fort, mir auch in meiner Gefangenschaft seine „Aufforderungen“ zu übersenden, obgleich ich allen seinen weiteren Aufforderungen, die er mir nach der Aufforderung mein Amt niederzulegen, noch zuzusenden fortfuhr, ein beharrliches Schweigen entgegensetzte.

Die wichtigste Sache aber, womit ich in der letzten Zeit meiner Gefangenschaft behelligt wurde, betraf das von demselben Oberpräsidenten gegen mich beim „Königlichen Gerichtshofe für kirchliche Angelegenheiten“ eingeleitete Verfahren auf „Entlassung aus meinem bischöflichen Amte.“ Die Verhandlungen hierüber begannen mehrere Wochen vor Weihnachten.

In Gemäßheit des §. 27. des Gesetzes über die

kirchliche Disciplinar-Gewalt war mit der Führung der Voruntersuchung der protestantische Appellations-Gerichts-Rath von Zur Nedden in Paderborn beauftragt worden. Ueber eben denselben war mir aus der zuverlässigsten Quelle mitgetheilt worden, er habe als ächter Culturkämpfer nicht lange Zeit vorher öffentlich in einer Gaststube zu Paderborn sich in einer Weise über mich geäußert, die hier besser unbesprochen bleibt. Als er sich nun im Gefängniß einfand und mich auf das Arbeitszimmer des Untersuchungs-Richters citiren ließ, um mich in gedachter Angelegenheit von ihm vernehmen zu lassen, weigerte ich mich, vor ihm zu erscheinen. Die der Citation beigefügte Drohung er werde mich, wenn ich nicht freiwillig erscheinen würde, mit Gewaltanwendung vorführen lassen, brachte er zwar nicht zur Ausführung; aber er erschien bald darauf mit dem Untersuchungs-Richter in meinem eigenen Zimmer, und forderte mich persönlich auf, ihm zu dem eben gedachten Zwecke in das Arbeitszimmer des letzteren zu folgen, worauf ich ihm aber erwiederte, daß ich in dieser Sache mich überhaupt nicht auslassen könne, am wenigsten aber vor ihm, da er, wie mir zur Kenntniß gekommen sei, sich in der schon oben bemerkten Weise über mich geäußert. Ich müsse ihn bitten, mein Zimmer zu verlassen. Als dies geschehen, setzte ich sofort eine Be-

schwerdeschrift an das Appellations-Gericht von Paderborn auf, worin ich ausführte, welche Aeußerungen der mit der Führung der Voruntersuchung beauftragte von Zur Nedden in einem öffentlichen Wirthshause gegen mich gethan. Für die Richtigkeit derselben führte ich mehrere Personen als Ohrenzeugen an. Die Beschwerdeschrift blieb jedoch ohne Erfolg. Der Herr von Zur Nedden ließ in einem neuen Termin mich abermals vorfordern und ich erschien abermals nicht. Ich wandte mich, als das Appellationsgericht meine Beschwerde abschlägig beschieden mit derselben Beschwerde an den Justizminister, aber ebenfalls ohne Erfolg. Der Proceß nahm seinen eiligen ungehinderten Fortgang und wenige Tage vor Weihnachten war mir schon von Seiten des „Königlichen Gerichtshofes für kirchliche Angelegenheiten“ die Anklageschrift mit der Vorladung zu der auf den 5. Januar 1875 festgesetzten Sitzung durch einen Gerichtsboten des Paderborner Kreisrichters insinuirt.

Als ich die vom Oberstaatsanwalt Irgahn in Paderborn ausgearbeitete Anklageschrift, die etwa 18 Bogen umfassen mochte, still und in aller Ruhe bei mir durchging, wurde ich mehr als einmal an des Dichters Wort erinnert:

„Für was drein geht und nicht drein geht,
„Ein prächtig Wort zu Diensten steht."

Die darin in extenso mitgetheilten zahlreichen Stellen aus meinen in den letzteren Jahren erlassenen Hirtenbriefen, die einige Zeit vor meiner Gefangennehmung aus allen Theilen der Diöcese fast Tag für Tag herbeieilenden Schaaren von Gläubigen, die mir ihre Huldigung dargebracht und mich auf eine so rührende Weise ihrer ewigen kirchlichen Treue versichert, dieselben Kundgebungen der treuen Paderstadt vor und bei meiner Gefangennehmung, die fortwährenden Beweise von Liebe, die sie mir während der Zeit meiner Gefangenschaft gegeben, die Ansprachen, die bei diesen Gelegenheiten an mich und die von mir gehalten waren, dieses Alles und die gegen mich ergangenen Strafverfügungen des Oberpräsidenten von Kühlwetter und die gerichtlichen Straferkenntnisse, sowie die noch schwebenden Processe, lieferten das zusammen- und durcheinander-gestellte Beweismaterial, daß mein Verbleiben im Amte mit der öffentlichen Ordnung unverträglich erscheine.

Nicht wenig überrascht, sah ich unter den verschiedenen Anklagepunkten auch den angeführt, daß ich auf dem Vatikanischen Concil als der einzige unter den deutschen Bischöfen für die Infallibilität des Papstes gewirkt und gestimmt habe. Als ob das den

Herrn Jrgahn etwas anginge, wie ich auf dem Vatikanischen Concile gestimmt. Abgesehen hiervon war aber auch die Behauptung, ich habe unter den deutschen Bischöfen allein für die Infallibilität gestimmt, notorisch unwahr.

Die Anklageschrift war mir, wie gesagt, kurz vor dem heiligen Christfest insinuirt worden. Zu der Festesfeier stimmte sie allerdings sehr schlecht. Gleichwohl habe ich mir die Festesfreude dadurch nicht ganz verderben lassen. Statt in der altehrwürdigen Kathedrale, feierte ich dießmal den Festesgottesdienst, d. h. die heilige Messe, in der Gefängnißkapelle, die mir freilich das Bild des Stalles von Bethlehem recht lebhaft vor die Seele rief. Statt der Kirchenmusik, die ich sonst in der Kathedrale vernahm, sang ich mir in meiner Gefängnißstube selbst das alte schöne religiöse Volkslied vor, das mir von meiner Kindheit an im Gedächtniß geblieben:

„Wo ist das Kind so heut' geboren
Von einer Jungfrau auserkoren?
Im Kripplein liegt's verlassen,
Im Eigenthum findet es kein Haus,
Man weis't es zu dem Thore hinaus,
Wo Ochsen und Esel aßen“ u. s. w.

Der 5. Januar, auf den ich, wie gesagt, zur Sitzung „des Königlichen Gerichtshofes für kirchliche

Angelegenheiten" war vorgeladen worden, war inzwischen herangekommen. Daß auf meine „Absetzung" erkannt werden würde, darüber war ich nicht einen Augenblick bei mir im Zweifel. Aber im Hinblick auf den Fall des Erzbischofs von Posen, hatte ich geglaubt, daß man sich mit meiner „Absetzung" nicht so sehr beeilen würde. Doch das Ende meiner Gefangenschaft im Gefängnisse in Paderborn nahte heran, und wenn ich nicht wieder auf freien Fuß kommen sollte, war diese Eile nothwendig. Einige Tage nach der „Absetzung" wurde mir auch schon das „Absetzungserkenntniß" durch einen Gerichtsboten des Paderborner Kreisgerichts zu insinuiren gesucht. Ich lehnte die Annahme einfach ab. Am andern Tage erschien derselbe Gerichtsbote mit dem „Absetzungserkenntnisse" wieder in meinem Zimmer, und als ich die Annahme wieder ablehnte, nagelte er dieses Erkenntniß an die innere Seite der Thüre meines Gefängnisses an, wo es die noch übrige Zeit, die ich im Gefängnisse noch zuzubringen hatte, ruhig hängen blieb, ohne daß ich auch nur einen Blick hinein gethan hätte.

Einige Tage darauf waren die mir gerichtlich zuerkannten 24 Wochen Gefängnißstrafe zu Ende. Ich hoffte, nach abgebüßter Strafe in mein bischöfliches Haus zurückkehren zu können. Es sollte aber

anders kommen. Schon am Tage vorher war ein Regierungsrath von Minden erschienen, der mein Haus mit Beschlag belegte. Meine Möbel mußten in tumultuarischer Eile aus dem Hause herausgeschafft werden; während mein Dienstpersonal, sowie mehrere aus weiter Ferne zu meiner Begrüßung herbeigeeilte Verwandte, unter ihnen ein 72jähriger Greis, einfach vor die Thüre gewiesen wurden.

Meine gewaltsame Wegführung nach der Festung Wesel.

Am 19. Januar, Morgens 8 Uhr, überreichte mir der Gefängnißaufseher meinen Entlassungsschein mit dem üblichen Führungs-Atteste; und in demselben Augenblicke trat ein Policist in mein Zimmer, der mir mittheilte, daß er beauftragt sei, mich nach Wesel abzuführen, und daß der Wagen, der mich zunächst zur Eisenbahn bringen solle, bereit stehe.

Daß diese Maßregel gegen mich beschlossen sei, war mir Abends vorher vertraulich mitgetheilt worden. Wie man hinzufügte, sei diese Weisung unmittelbar von Berlin ergangen, aber der Oberpräsident von Kühlwetter und der Regierungspräsident von Minden seien ein paar Tage vorher mit dem Oberstaatsanwalt Irgahn in Paderborn zusammenge-

treten, um sich über den Modus der Ausführung zu berathen. Es hätten sich bei dieser Gelegenheit Zweifel darüber erhoben, ob die gewaltsame Wegführung nach Wesel sich gesetzlich rechtfertigen lasse; indem nach §. 1. des Gesetzes, betreffend Verhinderung der unbefugten Ausübung von Kirchenämtern, die Internirung eines durch gerichtliches Urtheil aus seinem Amte „entlassenen" Geistlichen erst dann statthaft sei, wenn derselbe eine Handlung vorgenommen, „aus welcher hervorgeht, daß er die Fortdauer des ihm entzogenen Amtes beansprucht." Oberstaatsanwalt Irgahn habe aber dieses Bedenken durch die Hinweisung auf meine Weigerung der Annahme des „Absetzungserkenntnisses" einfach niedergeschlagen. Ob und was an dieser Mittheilung Wahres sei, lasse ich dahingestellt sein. Ich war aber dem Ueberbringer der Nachricht von meiner am andern Morgen stattfindenden gewaltsamen Abführung insofern zu Dank verpflichtet, als diese Nachricht mich in den Stand setzte, mich wenigstens ein paar Stunden auf die gezwungene Abreise vorzubereiten.

Als ich dem eben gedachten Polizisten auf seine Erklärung, daß er zur Gewaltanwendung ermächtigt sei, folgend aus dem vier und zwanzig Wochen bewohnten Gefängnisse heraustrat, um in den bereit gestellten Wagen mit ihm einzusteigen, entstand eine

ähnliche Scene, wie damals, wo ich aus dem Wagen stieg, um in das Gefängniß einzutreten.

Eine ungeheuere Volksmenge, die sich auf die Kunde von meiner gewaltsamen Wegführung zu der oben gemeldeten Stunde hier beim Gefängnisse aufgestellt hatte, empfing mich mit lauten, durch einander schallenden und nicht enden wollenden sympathischen Zurufen. Sämmtliche Häuser der Nachbarschaft, wie die meisten in den Straßen, durch die der Wagen nach dem Eisenbahnhofe dahin fuhr, waren beflaggt und aus der unübersehbaren Menschenmenge, die dem Wagen voran oder ihm nachzog, ertönten fortwährende, laute durch einander schallende sympathische Kundgebungen. Den Bahnhof selbst hatte man, um Ruhestörungen zu vermeiden, für die Menge abgesperrt; aber rings herum stand Alles Kopf an Kopf und als ich dann nach kurzem Verweilen im Wartesaale, in den nur Wenige mir hatten folgen können, in mein Coupé eingestiegen, ab- und dahinfuhr und der unabsehbaren Volksmenge, die sich außerhalb des Bahnhofes zum Abschiedsgruße dicht an der Eisenbahn aufgestellt, wieder ansichtig wurde, und als ich sah, wie diese Tausende mit thränenden Augen niedergeworfen zum Abschiede noch meinen oberhirtlichen Segen begehrten, so zerschnitt mir dieser Anblick das Herz und als ich der theuren Menge aus dem da-

hin brausenden Waggon meinen Segen und letzten Abschiedsgruß spendete, konnte ich die Thränen nicht mehr zurückhalten.

Zwei Monate auf der Festung Wesel.

Außer dem mir aufgezwungenen Begleiter begleitete mich mein Geheimsecretär freiwillig, so daß wir also zu dreien im Waggon dahin fuhren. Abends zwischen vier und fünf Uhr kamen wir glücklich in Wesel an. Die guten, edlen Brüder Dorsemagen, die von wohlwollender Seite aus Paderborn von meiner Ankunft telegraphisch waren benachrichtigt worden, nahmen mich hier in Wesel auf dem Bahnhofe in Empfang, während mein mir aufgezwungener Begleiter, nachdem er mich hier in Wesel abgeliefert hatte, mich verließ. Der Festungs-Commandant, ein Mann von sehr edler und humaner Gesinnung, den ich früher schon in Wittenberg bei Gelegenheit der dortigen katholischen Kirchweihfeier kennen gelernt, gestattete mir freundlich, erst am anderen Tage die Festungshaft anzutreten. Ich verbrachte also den ersten Abend und die erste Nacht in Wesel im Hause des Herrn Julius Dorsemagen, der des Abends mir zu Ehren einen kleinen Kreis gleichgesinnter Freunde zu sich geladen, so daß mir die Stunden im traulichen Ge-

spräche mit diesen lieben Gesinnungsgenossen sehr angenehm hingingen. Meine Gesundheit hatte zwar beim Mangel an Bewegung in freier Luft während meiner Gefangenschaft in Paderborn und noch mehr durch die vielen Gemüthsaufregungen etwas gelitten, doch war mein allgemeines Befinden nach Umständen ein leidliches.

Am anderen Tage, also am 20. Januar, Morgens gegen 9 Uhr, trat ich die mir vom Kreisgericht zu Höxter wegen meines Erlasses in Sachen des „Altkatholicismus" mir auf Antrag des Oberstaatsanwalts Irgahn zudecretirte zweimonatliche Festungshaft an. Es waren mir hier zwei kleine mit einander verbundene Zellen angewiesen, die eine zur Wohnung, die andere mir als Schlafkammer dienend, beide kleiner, als die ich im Gefängnisse in Paderborn inne gehabt. Eine dritte kleine Zelle hatte der Festungs-Commandant mir zur Feier des heiligen Meßopfers herrichten lassen, eine Güte und Freundlichkeit, wofür ich ihm sehr dankbar sein mußte.

Waren aber meine Wohnungs- und Schlafzelle beschränkter, als die mir im Gefängnisse zu Paderborn eingeräumt waren, so genoß ich dagegen auf der Festung andere Vortheile, die mir im Gefängnisse in Paderborn versagt waren. Ich konnte täglich einige hiezu festgesetzte Stunden in dem Festungs-

Rayon in frischer Luft mich frei bewegen; es bedurfte dazu nur, daß ich zu Anfange und zu Ende des Spazierganges beim dienstthuenden Officier auf der Wachtstube mich jedesmal anmeldete, oder daß ich ihm täglich die Stunde des Spazierganges schriftlich anzeigte. Ich promenirte in der Regel auf dem Festungswalle, von wo man die Aussicht auf den schönen Rhein hat, oft mit anderen Mitgefangenen, meistens aber allein, wo ich mich denn meinen Gedanken und Empfindungen um so freier überlassen konnte. Denn beim Anblicke des schönen Rheinstromes tauchten unwillkürlich allerlei alte Erinnerungen in meiner Seele auf. Hatte ich doch am Rheine die schönste Zeit meines Lebens und Wirkens zugebracht, erst vier und ein halbes Jahr gleich nach meiner Priesterweihe als Rektor eines Progymnasiums in Wipperfürth, dann vier Jahre als Religionslehrer am katholischen Gymnasium in Köln, endlich zwölf Jahre als Inspector des Convikts der Theologie-Studirenden und als Professor der Theologie an der Universität Bonn. Nicht lange nach Antritt meiner Festungshaft, am 29. Jauuar, ging ich ebenfalls auf diesem Festungswalle spazieren. Es war derselbe Tag, das Fest des heiligen Franz von Sales, an dem ich vor neunzehn Jahren vom hochwürdigen Domkapitel in Paderborn zum Bischofe war erwählt

worden. Zu welchen Vergleichen und Erinnerungen mußte ich mich nicht dadurch aufgefordert fühlen!

Ein zweiter Vortheil, der mir hier in meiner Festungshaft gegen meine Gefängnißhaft in Paderborn zu statten kam, bestand in dem geselligen Umgange, dessen ich mich hier erfreute. Fast die ganzen zwei Monate meiner ersten Festungshaft hindurch theilten mit mir die Gefangenschaft Priester aus meiner Diöcese. Waren die Einen entlassen, traten wieder Andere an deren Stelle; alle waren zu dieser Haft verurtheilt wegen Verlesens desselben oberhirtlichen Erlasses, wegen dessen Veröffentlichung ich zu zwei Monaten Festungsstrafe verurtheilt war; aber obgleich das Vergehen bei Allen dasselbe, war das Maaß der Strafzeit sehr verschieden; der eine war zu einem Tage, ein anderer zu drei, ein dritter zu acht, ein vierter zu vierzehn Tagen verurtheilt. Sämmtliche mitgefangene Priester celebrirten täglich vor oder nach mir das heilige Meßopfer in der mir vom Festungs-Commandanten hiezu eingeräumten und hergerichteten Zelle, und häufig wurden bis zehn Uhr Morgens heilige Messen gelesen.

Am längsten theilte mit mir die Festungshaft Herr Buchhändler Hüffer aus Münster, der acht Tage vor mir die Haft angetreten hatte und acht Tage vor mir daraus entlassen ward. Er war mir ein lieber,

treuer Leidensgefährte, und wir haben uns besonders die Abendstunden recht angenehm und ich glaube auch recht nützlich zusammen unterhalten.

Ein dritter Vortheil, den die Festungshaft vor der Gefängnißhaft voraus hatte, bestand in dem freien Verkehre mit den Besuchenden. Zwar bedurften diese, um in unsere Zellen zugelassen zu werden, eines Erlaubnißscheines von Seiten der Commandatur; aber dieser wurde nur höchst selten versagt und die Unterhaltung mit den Besuchenden in der Zelle war durch keine Aufsicht beengt. Ich bin während der beiden Monate meiner Gefangenschaft durch sehr viele angenehme Besuche erfreut worden. Nicht zu reden von den beiden bischöflichen Amtsbrüdern von Münster und Köln, von denen der erste gleich im Anfange, der letztere gegen Ende meiner Haft mich durch ihren Besuch beehrten, haben, ich glaube, alle oder doch fast alle Priester der Umgegend von Wesel, sehr viele adelige Herren aus den Diöcesen Münster und Paderborn und sehr viele andere Gläubige aus der Rheinprovinz und Westfalen, mehrere sogar von weither mir ihre liebevolle Theilnahme persönlich ausgedrückt. Es war fast ein fortwährendes Kommen und Gehen. Von meinen geliebten Diöcesanen, Priestern und Laien, lieferte das stärkste Contingent die nahe westfälische Mark, doch kamen sie auch aus weiterer Ferne, aus

Paderborn, Werl, Lippstadt, aus dem Sauerlande, aus Erfurt und aus anderen entfernten Orten.

Was die sonstigen durch die Festungshaft auferlegten Beschränkungen betrifft, so waren diese ebenfalls sehr erträglich. Es wurden täglich zweimal, Mittags und Abends acht Uhr, von zwei Officieren unsere Zellen revidirt. Die Correspondenzen waren frei und ungehindert, sie mußten nur durch die Hand des Sergeanten von der Post und zur Post befördert werden; auch Zeitungen und Tagesblätter jeder Art durften gehalten, nur durfte von der Festung aus in die Zeitungen nichts geschrieben werden. Als eines Tages ein Redacteur einer katholischen Zeitung mir einen Besuch abgestattet und dann über Das, was er bei mir gesehen und gehört, in der von ihm redigirten Zeitung, natürlich ohne mein Vorwissen, einen auch von anderen Blättern reproducirten Artikel hatte erscheinen lassen, wurde ich deßhalb von der Commandantur in einem Schreiben interpellirt und auf die nachtheiligen Folgen hingewiesen, wenn derartige Correspondenzen in die Zeitungen von meinen Besuchern wiederholt würden.

Noch mehr überrascht wurde ich durch ein anderes Schreiben der Commandantur, das mir ein paar Tage später zuging. Einigen Gläubigen, die aus der Ferne mich auf dem Festungswalle spazieren

gehen sahen und niederknieten, hatte ich den bischöflichen Segen ertheilt. Es war dieß, ich weiß nicht von wem, der Commandatur zur Anzeige gebracht worden, und diese ertheilte mir deßhalb einen schriftlichen Verweis mit dem Verbote der Wiederholung.

Gerichtliche Vorladungen folgten mir auch noch hierher in die Festungsräume. Eines Tages erhielt ich vom Appellations-Gerichte zu Paderborn eine Vorladung. Das Schreiben trug die Adresse: „An den Bischof von Paderborn a. D." u. s. w. Ohne Zweifel hatte man darauf gerechnet, ich würde der Vorladung nicht Folge leisten, sondern mich höchstens durch meinen Rechtsanwalt vertreten lassen. Um aber bei dieser Gelegenheit meine geliebte Diöcese, und insbesondere die treue Paderstadt wieder zu sehen, traf ich Anstalten, den Termin selbst wahrzunehmen, d. h. durch die Commandantur beim Kreisgerichte zu Höxter, das mich zu der zweimonatlichen Festungshaft verurtheilt hatte, die Reiseerlaubniß nachzusuchen. Die Kunde davon verbreitete sich durch die Tagesblätter, und siehe da, nach einigen Tagen erhielt ich von demselben Appellations-Gerichte ein neues Schreiben mit derselben Adresse: „Bischof a. D." 2c., wodurch die frühere Aufforderung dahin modificirt war, daß ich nicht zu erscheinen brauchte. Meine, wenn

auch nur vorübergehende Rückkehr nach Paderborn, lag also nicht in der Absicht der Behörden.

Außer verschiedenen Sympathie-Adressen erhielt ich gegen Ende meiner zweimonatlichen Festungshaft deren zwei, die mir eine besondere Freude machten. Die eine war mir von Professoren eines Collegs in England, sogar durch einen besonderen Deputirten, zugesandt; die andere wurde mir am Tage vor meiner Entlassung aus der Haft durch einen Edelmann in der Nähe Paderborns überbracht; sie enthielt nur folgende wenige Worte: „E. B. G. sind zwar als Bischof vom Königlichen Gerichtshofe in Berlin „abgesetzt," aber sie sind und bleiben unser Bischof, und wir bleiben Ihnen treu bis zum Tode." Diese Adresse, deren Colportirung man an vielen Orten der Diöcese zuletzt polizeilich inhibirt hatte, trug nicht weniger als 96,000 Unterschriften. Die starken Bände, die sie füllten, konnten nicht wohl zur Festung hin transportirt werden, und man hatte daher vorgezogen, sie in der Stadt zurückzulassen, und sie in einem sicheren Hause zu deponiren.

Meine Internirung in der Stadt Wesel.

Am 19. März, gerade am Feste des heiligen Joseph, war meine zweimonatliche Festungshaft zu Ende. Zwei Tage vorher hatte mir der Bürgermeister von Wesel eine Verfügung des Regierungs-Präsidenten von Minden überreicht, wodurch mir mit Bezug auf §. 1. des Reichsgesetzes, betreffend Verhinderung der unbefugten Ausübung von Kirchenämtern, nach beendigter Festungshaft die Stadt Wesel als Aufenthalt angewiesen war. Auf die Kunde von meiner Internirung in der Stadt Wesel hatte mich der liebe Herr Julius Dorsemagen, unter dessen gastfreundlichem Dache ich die erste Nacht in Wesel zugebracht, freundlichst eingeladen, bei ihm meine Wohnung zu nehmen. Ich nahm seine Einladung an und begab mich am genannten Tage von der Festung aus direkt in sein Haus. Es dauerte nicht lange, so hatte sich ein Kreis der angesehensten katholischen Bürger Wesels um mich versammelt, um mir zu der überstandenen Haft ihren Glückwunsch darzubringen. Die Zahl der um mich Versammelten mochte etwa 30 betragen. Der Ausdruck ihrer Theilnahme war so innig, daß er mich bis zu Thränen rührte. Ueberhaupt bin ich den Glaubensbrüdern in Wesel, Priestern und Laien, das dankbare Zeugniß

schuldig, daß sie ihre Theilnahme, ihre Liebe gegen mich nicht zuvorkommender, zarter, aufmerksamer hätten an den Tag legen können. Wäre ich ihr eigener Oberhirt gewesen, sie hätten mich mit keiner größeren Liebe umfangen können. Und das ging bis zum geringsten Taglöhner und Handwerksmann herab. Es wollte z. B. kein Packträger, der mir zur Festung hin oder von derselben zurück meine Effekten transportirte, ein Trinkgeld, kein Handwerker wollte seinen Lohn für gelieferte Arbeiten annehmen. Und überall, wo ich mich nur sehen ließ, das freundlichste, liebevollste, ehrerbietigste Begegnen und Grüßen.

Auch von den protestantischen Mitbürgern ist mir nie bei meinem täglichen Aus- und Spazierengehen die geringste Unbild widerfahren. Wie am Tage meiner Freilassung, versammelten sich die angesehenen katholischen Bürger der Stadt mit ihren braven Geistlichen auch bei späteren Gelegenheiten noch öfters um mich, namentlich geschah dieß am heiligen Oster- und Pfingstfeste, um mir persönlich ihren Festesgruß zu überbringen.

Aber auch die Besuche von auswärts und oft aus sehr weiter Ferne, setzten sich fast Tag für Tag fort. Für den zweiten Ostertag war z. B. mir aus Bochum allein ein Besuch von 1000 Mann angekündigt, unter ihnen viele des dortigen katholischen Gesangvereins,

welche mich durch eine musikalische Aufführung erfreuen wollten. Wie dankbar ich aber auch diesen guten Bochumern für ihre edle Intention war, so fürchtete ich doch von solchen feierlichen Aufzügen für mich selbst nachtheilige Folgen, und bat daher, von der Ausführung des Vorhabens abzustehen.

Man sieht also, daß es mir in der Stadt, in der ich internirt war, an Zerstreuung nicht gefehlt hat. Und wie gut war ich nicht in dem lieben Dorsemagen'schen Hause selbst aufgehoben! Welche Liebe hätte es mir erweisen können, die es mir nicht wirklich erwiesen? Die freie Zeit benutzte ich zur Ausarbeitung meines „Katechismus des römisch-katholischen Kirchen-Rechtes," eine Arbeit, die ich auf dringende Bitte des Verlegers, meines Mitgefangenen, unternommen, und die ich schon während meiner Festungshaft in Angriff genommen und so weit gefördert hatte, daß Mitte Mai der Druck beginnen konnte.

Mittlerweile war aber vom Kreisgerichte in Wiedenbrück ein neues Straferkenntniß gegen mich ergangen. Es handelte sich um denselben schon oben gedachten oberhirtlichen Erlaß in Sachen des „Altkatholicismus," wegen dessen ich die zweimonatliche Festungsstrafe bereits abgebüßt hatte. Ich hatte bis dahin immer geglaubt, wegen eines und desselben Vergehens könne man gerechter Weise nur einmal

bestraft werden. Die Staatsanwaltschaft aber sagte, nein. So vielmal dein Hirtenbrief in den Kirchen verlesen ist, so vielmal bist du auch straffällig. Da nun in meiner Diöcese etwa 600 Kirchen existiren, worin der Erlaß vorgelesen ist, so würde ich auch sechshundertmal straffällig geworden sein. Und würde ich jedesmal auch nur mit einem Monate, oder auch nur mit einem halben oder viertel Monate Festungshaft davon gekommen sein: so hätte ich mein ganzes noch übriges Leben, auch wenn mir Gott noch eine recht lange Lebensfrist beschieden hätte, immer in der Festung zubringen müssen, ohne dennoch die Strafen vollständig abgebüßt zu haben. Die nicht dem Paderborner Oberstaatsanwalt unterstehenden Staatsanwälte scheinen hier wirklich an das summum jus summa injuria (das auf die Spitze getriebene, höchste Recht wird das höchste Unrecht) sich erinnert zu haben, da sie weitere Strafanträge gegen mich nicht gestellt haben. Aber das Kreisgericht zu Wiedenbrück hatte mir zu den schon wegen desselben Vergehens gebüßten zwei Monaten Festungshaft noch einen neuen Monat hinzudekretirt; und das Straferkenntniß war inzwischen wieder rechtskräftig geworden.

Meine neue einmonatliche Festungshaft.

Am 14. Juni, dem Feste des heiligen Basilius, trat ich diese neue Festungshaft an. Kurz vor dem Antritte derselben und gleichsam zu meiner Stärkung auf sie war mir noch eine große Freude geworden. Mein freundlicher Wirth, Herr Julius Dorsemagen, war inzwischen von einer mit seiner neuvermählten Frau nach Rom unternommenen Brautreise zurückgekehrt und er überreichte mir bei seiner Rückkehr eine ihm vom Heiligen Vater in einer ihm vergönnten Privataudienz für mich übergebene goldene Medaille, welche derjenigen, die mir der Heilige Vater in das Gefängniß zu Paderborn übersandt, ähnlich, doch noch etwas größer war. Es war daher auch das Erste, was ich nach dem Antritt meiner neuen Haft that, daß ich dem Heiligen Vater für diesen neuen Beweis seiner väterlichen Liebe meinen Dank abstattete. Es erfolgte hierauf ein überaus huldvolles Antwort-Schreiben, das, wenn ich mich recht erinnere, seinem Hauptinhalte nach seiner Zeit auch veröffentlicht worden ist.

Gleich nach meinem Antritte der neuen Festungshaft wurde ich auch noch durch einige andere Sympathie-Adressen aus weiter Ferne hocherfreut. Eine solche erhielt ich z. B. aus S. Fran-

cisco. Der Oberhirt dieser Diöcese, dessen ich mich noch vom Vatikanischen Concil her sehr genau erinnerte, (er war mit mir Mitglied der deputatio pro fide) hatte die von vielen Klerikern und Laien unterzeichnete, in lateinischer Sprache abgefaßte, sehr schöne Adresse am 13. März von S. Francisco abgesandt und ungefähr drei Monate darauf, wenn ich nicht irre, am 16. Juni ward sie mir erst zugestellt. Zwei andere in ähnlichem Sinne geschriebene Adressen kamen mir aus Oesterreich zu, die eine mit den klangvollsten Namen geschmückt, auf Beschluß und im Auftrage des katholisch-politischen Vereins für das Königreich Böhmen von dem Ausschuß dieses Vereins, die andere von den Vorstehern des katholisch-patriotischen Volksvereins in Niederösterreich mir übersandt. Beide, sowohl durch ihren Ursprung als ihren Inhalt sehr interessant, würde ich hier mittheilen, wenn sie nicht des Lobes für mich zu viel enthielten. Damit man aber sehe, wie die treuen verständnißvollen Katholiken Oesterreichs über unsern Culturkampf denken, setze ich aus dem einen dieser beiden hochverehrlichen Schreiben nur den Anfang hierher. „Tag um Tag" beginnt es, „dringt seit langer Zeit mit unheimlicher Regelmäßigkeit eine neue Trauerkunde aus dem deutschen Reiche zu uns. Gestern hörten wir von einem neuen Schlage, der von den dortigen . . . . . .

gegen die heilige Kirche geplant wird, heute vernehmen wir, daß der . . . . . vollbracht ist und für morgen sind wir gewiß, eine Reihe von Männern kennen zu lernen, welche der Staatsomnipotenz geopfert wurden . . . ."

„Unter diesen täglichen Trauernachrichten hat uns in jüngster Zeit keine schmerzlicher berührt, als die Kunde von der . . . ., welche gegen E. B. G. und deren erhabenes Amt und heiliges Recht gewagt wurde. Es war also dem neuesten Götzen, „moderner Rechtsstaat" genannt, nicht Sühne genug für seine beleidigte Majestät, daß E. B. G. den Ungehorsam gegen seine Orakelsprüche mit langer und entwürdigender Kerkerhaft büßen mußten und gebüßt haben; der . . . . . „präsente Gott" der Gottesleugner verstieg sich zum zweitenmale zu der . . . . in Ihrer Person einen katholischen Bischof absetzen, seines Amtes, seiner Würde, seiner Vollmachten entkleiden zu wollen und zur Erreichung dieses ewig unerreichbaren Zieles das . . . . . Mittel der Festungshaft zu Hülfe zu nehmen. Dieser Vorgang könnte uns, die wir mit Gottes Gnade katholisches Denken, Fühlen und Hoffen uns bewahrt haben, fast froh stimmen, nach dem berühmten Ausspruch jenes großen deutschen Erzbischofes: „Gott sei Dank! Man braucht Gewalt:" wenn wir nicht gleichzeitig in

tiefster Seele die namenlosen Leiden und Trübsale mitempfinden würden, welche daraus sowohl E. B. G. selbst, als auch Ihrer getreuen Heerde und dem ganzen christlichen Volke erwachsen."

Solcher Theilnahme=Bezeugungen bedurfte es aber auch, um mir diese zweite Festungshaft erträglich zu machen. Der Aufenthalt in diesen engen, den brennenden Sonnenstrahlen ausgesetzten Zellen ist nämlich zur Sommerszeit weit unangenehmer, als im Winter und meine Gesundheit war sehr angegriffen. Der edle Festungs=Commandant hatte mir zwar gestattet, täglich schon früh Morgens, gleich nachdem ich die heilige Messe celebrirt, zum Gebrauche einer Wasserkur eine Stunde im Freien mich zu bewegen; aber ich entbehrte der nöthigen Pflege, damit die Kur hätte anschlagen können. Mein Zustand verschlimmerte sich vielmehr von Tag zu Tag. Keinen Appetit, große Mattigkeit und doch keinen Schlaf, beständige Eingenommenheit des Kopfes, kurz mein Nervensystem durchaus erschüttert. Mein Arzt drang auf eine Luftveränderung und auf den Gebrauch von Seebädern. Da der Regierungspräsident von Minden meine Internirung in Wesel verfügt, fand ich mich veranlaßt, ihm zu schreiben, daß ich durch meine schlechten Gesundheitsumstände mich genöthigt sähe, nach Abbüßung meiner Festungshaft Wesel zu ver=

lassen. Es dauerte dann nicht lange, so trat der Bürgermeister von Wesel bei mir ein, um im Namen der Behörde (wenn ich nicht irre, war die Verfügung vom Regierungspräsidenten in Düsseldorf an ihn ergangen) mir zu Protokoll zu erklären, daß ich nach verbüßter Festungshaft in die Stadt Wesel zurückkehren müsse und diese Stadt unter keinen Umständen verlassen dürfe. Glaubte ich aber zur Wiederherstellung meiner Gesundheit Wesel eine Zeitlang verlassen zu müssen, so hätte ich dieses durch ein Attest des Kreisphysikus nachzuweisen und der Ort, wo ich mich der Kur unterziehen wolle, müsse dann genau angegeben und er müsse wenigstens zwanzig Meilen von meiner Diöcese entfernt sein.

Meine Rückkehr von der Festung in die Stadt Wesel bis zur Abreise von da.

Als die Tage meiner Festungshaft zu Ende gingen, überlegte ich bei mir, ob ich, wie ich dem Regierungspräsidenten von Minden mitgetheilt, mich sofort von der Festung zur Wiederherstellung meiner zerrütteten Gesundheit in ein Seebad begeben, oder ob ich, der an mich ergangenen Weisung mich fügend, einstweilen in die Stadt zurückkehren solle. Ich wählte das Letztere und kehrte wieder in das gastfreie Dorsema-

gen'sche Haus zurück. Doch traf ich gleich in den ersten Tagen nach meiner Rückkehr in die Stadt die Anstalten zur Erfüllung der mir gestellten Bedingungen. Ich unterzog mich einer Untersuchung des Kreisphysikus und sandte das kreisphysikalische Attest an den Bürgermeister von Wesel zur weiteren Veranlassung ein. Das Attest, ausgestellt von einem zwar recht humanen, aber zugleich protestantischen und durchaus staatsfreundlichen Beamten und daher in jeder Hinsicht zweifellos glaubwürdig, enthielt eine sehr genaue und eingehende Darstellung meines Krankheitszustandes und erkannte die absolute Nothwendigkeit an, daß ich baldigst Seebäder gebrauche und dann zur Nachkur mich eine Zeitlang auf dem Bayern'schen Hochgebirge aufhalte.

Ich gab mich nun der süßen Hoffnung hin, bald abreisen zu können. Eine Beschleunigung mußte ich um so mehr wünschen, da sich mein Zustand von Tag zu Tag verschlimmerte. Zu dieser Verschlimmerung trugen auch die fortwährenden Aufregungen des Gemüthes bei. Denn Tag für Tag erhielt ich Kunde von neuen Ruinen, welche der unselige Culturkampf in meiner armen Diöcese angerichtet. Auch mit neuen gerichtlichen Vorladungen wurde ich bedacht. Ich hatte vier neugeweihten Priestern gleich nach ihrer Priesterweihe, wie dieses üblich, im Herbste 1873,

also schon nach Erlaß der Maigesetze, die Approbation für den Beichtstuhl und andere seelsorgliche Verrichtungen, und zwar, wie dies ebenfalls üblich, für den ganzen Umfang der Diöcese ertheilt. Wer nur das A B C vom katholischen Kirchenrechte versteht, weiß, daß durch eine solche Approbation den Priestern kein geistliches Amt, sondern nur die Befähigung zu den geistlichen Amtsverrichtungen ertheilt wird. Es verhält sich damit ungefähr ebenso, wie mit einem Juristen, der sein Staatsexamen bestanden hat und dadurch von der competenten Behörde zur Verwaltung einer Stelle im Justizdienste für qualificirt anerkannt ist. Wenn aber in dieser Hinsicht noch irgend ein Zweifel obwalten könnte, so müßte dieser durch die Einsicht in das sog. Approbationsinstrument selbst gehoben werden, indem es darin ausdrücklich heißt: nicht daß der Approbirte zu einer geistlichen Stelle berufen werde, sondern daß, wenn er zu einer solchen berufen werden sollte, er diese geistlichen Verrichtungen wahrnehmen könne.

Da aber diese von mir approbirten Priester von einigen Pfarrern zu ihrer persönlichen Aushülfe in der Seelsorge waren angenommen worden, so nahm die Staatsanwaltschaft Veranlassung, mich wegen Uebertretung des §. 15. des Gesetzes über Vorbildung und Anstellung der Geistlichen, wonach „die

geistlichen Oberen verpflichtet sind, denjenigen Candidaten, dem ein geistliches Amt übertragen werden soll, dem Oberpräsidenten unter Bezeichnung des Amtes zu benennen“ in Anklagestand zu versetzen. Das Kreisgericht und das Appellationsgericht zu Paderborn hatten mich in der oben gedachten Rücksicht, daß nach den Grundsätzen des katholischen Kirchenrechtes die Approbation keine Uebertragung eines geistlichen Amtes, sondern nur die Erklärung der Befähigung zu einem solchen Amte sei, von der Anklage freigesprochen. Das Obertribunal in Berlin aber verwies auf den Cassationsrecurs des Oberstaatsanwaltes Irgahn die Sache vor das Appellationsgericht in Arnsberg, um festzustellen, ob die approbirten jungen Priester geistliche Amtshandlungen ausgeübt. Gegen Ende Juli, also einige Wochen nach meiner Entlassung aus der Festungshaft, stand in der Sache Termin an, der von meinem Rechtsanwalte wahrgenommen ward. Doch behufs weiterer Beweisaufnahme wurde die Verhandlung vertagt. Alle Welt behauptete, es müsse Freisprechung erfolgen, aber in einem neuen, wenn ich nicht irre, im Monate September angesetzten Termine erfolgte Verurtheilung und zwar zu einer neuen halbjährigen Gefängnißhaft, so daß also durch diesen richterlichen Spruch bekundet wurde, daß nach den Maigesetzen

der Bischof ohne Erlaubniß des Oberpräsidenten keine neugeweihten Priester mehr für den Beichtstuhl approbiren dürfe.

Wie ich später aus den öffentlichen Blättern ersehen, ist dieses Straferkenntniß des Appellationsgerichtes in Arnsberg dasselbe, wegen dessen Vollstreckung das Kreisgericht in Paderborn gegen mich einen Steckbrief erlassen hat.

Inzwischen fiel während der letzten Zeit meines Aufenthaltes in Wesel auch das Fest des heiligen Liborius ein. Es war dieses seit neunzehn Jahren, wo ich über die Diöcese des heiligen Liborius den Hirtenstab führte, das erstemal, wo ich dieses schöne und liebe Fest getrennt von meiner theueren Heerde feierte. Es konnte nicht anders sein, als daß aus Anlaß dieses Festes der Schmerz der gewaltsamen Trennung von meiner geliebten Diöcese mächtig in mir erneuert wurde. Die aus Anlaß dieses Festes aus meiner Diöcese mir zugesandten Telegramme, Briefe und Deputationen bekundeten, daß dieser Schmerz von meiner geliebten Heerde getheilt werde, wodurch er zwar gelindert, aber nicht geheilt wurde. Denn in welchem Maße sich meine Gesundheitsumstände verschlimmerten, in demselben Maße gewann auch eine trübselige Anschauung der Dinge in mir die Oberhand, und sah ich die Hoffnung einer Rück-

kehr zu meiner geliebten Heerde in die Ferne gerückt, wenn nicht geradezu abgeschnitten.

Unter diesen Umständen wartete ich täglich auf den höheren Bescheid, der mir die Abreise gestattete, aber ich wartete und wartete und unter diesem Warten kam endlich der Jahrestag meiner gewaltsamen Abführung in's Paderborner Gerichtsgefängniß, der 4. August, heran, womit ich in mein zweites Leidensjahr eintrat.

Zweites Jahr.

Meine Abreise von Wesel.

Dieses zweite Jahr begann, wenn man's so nennen will, mit meiner Flucht aus Wesel. Bis zum 4. August, dem Jahrestage meiner Gefangennehmung, nämlich hatte ich bei mir beschlossen, auf den Bescheid zu warten, dann aber auf meine eigene Hand hin abzureisen. Ich hatte diesen Schritt wohl bei mir erwogen.

Die erste Frage, die sich vor meinen prüfenden Geist hinstellte, war: Darfst du fliehen? Aber diese Frage war ebenso schnell gelöst, als aufgeworfen. Ich konnte die Gesetze, worauf die Regierung ihr Handeln stützte, von meinem kirchlichen Standpunkte aus als rechtsbeständig nicht anerkennen. Ich konnte daher auch die mir um ihrer Uebertretung willen zudekretirten Strafen nicht als gerechte anerkennen.

Nicht freiwillig, sondern nur der Gewalt weichend, hatte ich mich ihnen unterzogen. Nur mit Gewalt ließ ich mich in's Gefängniß werfen, nur mit Gewalt mich auf die Festung in Wesel abführen, nur mit Gewalt mich in der Stadt Wesel interniren. Mich der Gewalt, wo es mir möglich war, zu entziehen, konnte ich deßhalb auch nicht für sittlich unerlaubt halten. Ich hatte das Beispiel der größten Heiligen für mich, ich hatte das Wort und das Beispiel des Königs aller Heiligen, meines göttlichen Heilandes, selbst für mich. Man wende nicht ein, warum ich dann die Erlaubniß zur Abreise überhaupt nachgesucht. Ist es doch eine gewöhnliche Klugheitsregel, daß man unter den verschiedenen erlaubten Mitteln, zu seinem Rechte zu gelangen, vor Allem die milderen und gelinderen, und erst, wenn diese nicht zum Ziele führen, die anderen erlaubten, die noch übrig sind, anwendet. Die damals gefallenen heuchlerischen Phrasen liberaler Blätter, daß ich durch meine Flucht meine Heerde verlassen habe, waren um so alberner, als ich mich ja gar nicht bei meiner Heerde mehr befand und als ja meine Internirung nur zu dem Zwecke verfügt war, mich von ihr gewaltsam und für immer fern zu halten.

Unter den gegebenen Umständen hielt ich aber meine Flucht nicht nur für erlaubt, sondern auch für geboten.

Gegen einen Angriff, den man für ungerecht hält, wo möglich, sein Leben zu retten, ist eine allgemeine Pflicht der christlichen Selbstliebe, ja sogar der Liebe gegen den Angreifenden selbst, den man dadurch vor der Ausführung eines als Unrecht zu erachtenden Vorgehens bewahrt. Auch mein Leben war gefährdet; das kreisphysikalische Attest hatte es bezeugt. Wenn die Regierung nach meiner Auffassung keinen Grund hatte, mich zu interniren, so hatte sie noch viel weniger einen Grund, durch eine solche Internirung mich dem sicheren Tode auszuliefern, d. h. mir zu versagen, was man sonst zu gewähren pflegt. Selbst erklärte Staatsfreunde haben die Maßregel der Regierung nicht gebilligt. Es schien mir aber um so mehr Pflicht, mit Gottes Gnade mein Leben zu retten, da dieses Leben nicht mir, sondern der Kirche und meiner geliebten Diöcese gehört.

Was jedoch bei meinen Erwägungen noch schwerer in die Wagschale fiel, war der Gedanke: du kannst, auch wenn du in Wesel deine Gesundheit wiederherstellen könntest, hier doch nicht deiner Diöcese die Sorge widmen, die du ihr schuldig bist. Die weltliche Regierung, die dich aus deinem bischöflichen Amte „entlassen“ hat, kann dich von dieser Sorge nicht entbinden; sie kann den Eid nicht lösen, den du deiner Diöcese geschworen hast. Die Pflicht, so

gut es eben gehen will, für deine Diöcese zu sorgen, ist für dich die höchste, der alle andern Pflichten sich unterordnen müssen. Hier in Wesel bist und bleibst du von allen Seiten bewacht und umlauert. Eine einzige bischöfliche Amtshandlung wird, wenn sie constatirt ist, der Regierung genügen, um dich von deiner Diöcese noch mehr abzuschließen, dich vielleicht nach der Insel Rügen oder wo sonst hin zu transportiren, und dir hier vollends Hände und Füße zu binden.

Nachdem ich durch solche Erwägungen mit meinem Gewissen in's Reine gekommen, traf ich, als der 4. August sich näherte, Anstalten zu meiner Abreise, indem ich am 3. August an den Regierungs-Präsidenten von Minden, der, wie ich wiederholt bemerkt, meine Internirung in Wesel verfügt, ein Schreiben abgehen ließ, worin ich ihm offen und ehrlich mittheilte, daß und warum ich am andern Tage Wesel verlassen würde.

Nachdem dies geschehen, verabschiedete ich mich von der theuren Familie, die mir eine so große Liebe erzeigt, daß ich ihr stets dafür dankbar sein muß. Nachts, mit dem Glockenschlag zwölf Uhr, ging ich ruhig über die Rheinbrücke und trat dann, nachdem ich mich in einem benachbarten Orte etwas erholt, gegen drei Uhr Morgens in Begleitung eines lieben Freundes und, nach einiger Strecke Weges, vom

Wagen einer edlen gräflichen Familie in Empfang genommen, die Reise nach Holland an. Als am anderen Tage die Sonne aufging, hatte ich die Grenze des deutschen Vaterlandes schon überschritten.

Mein erster Aufenthalt auf Schloß Neuburg und mein Versuch zur Rückkehr in meine Diöcese.

Ich reiste zunächst nach Schloß Neuburg. Hier wollte ich meinen in Wesel zurückgelassenen Reisekoffer erwarten, um mich von da nach Kattwyk zum Gebrauche der Seebäder zu begeben.

Auf Schloß Neuburg kam ich gegen zwei Uhr Nachmittags an und wurde mit meinem Begleiter von der edlen gräflichen Familie von Ansemburg mit der größten Freundlichkeit und Liebe aufgenommen. Der Reisekoffer kam dann auch an, aber die edle Familie hielt mich fest, einen Tag, zwei Tage, drei Tage. Eine zu meinem Leiden noch hinzugetretene Erkältung, die ich mir auf meiner Reise zugezogen, setzte meiner Abreise nach Kattwyk ein neues Hinderniß entgegen. Als ich mich endlich, von der Erkältung befreit, in den Stand gesetzt fühlte, die Reise anzutreten, zog es mich mit einer unwiderstehlichen Gewalt erst zu meiner theuren Heerde zurück. Ich meinte, ich müsse und solle erst die ihrer Seel=

sorger beraubten Gemeinden besuchen, um sie in der kirchlichen Treue zu stärken und hoffte, wenn ich im Civilanzuge reiste und jeder dieser armen Gemeinden einen kurzen Besuch abstattete, meine persönliche Sicherheit dabei nicht in Gefahr zu bringen. An diese Reise, die ich etwa auf zehn Tage berechnet, sollte sich dann unmittelbar die Badereise anschließen. Als ich der guten gräflichen Familie diesen Plan mittheilte, bot sie Alles auf, mich davon abzubringen. Sie meinte es so herzlich gut und auch die Gründe, die sie mir vorlegte, konnte ich nicht widerlegen. Gleichwohl glaubte ich dem Drange meines Herzens nicht widerstehen zu können.

Ich schrieb die Briefe, wodurch den betreffenden Gemeinden, die ich besuchen wollte, von dem Tage und der Stunde meiner Ankunft Anzeige gemacht werden sollte, und reiste dann an der nächsten Eisenbahnstation Wilré in Gottes Namen nach Aachen zu ab. Aber gleich auf dem Bahnhofe in Aachen ward ich von zwei Eisenbahnbeamten erkannt. Denn kaum hatte ich den Bahnhof verlassen, so kam mein Diener, der wegen des Reisekoffers noch ein paar Augenblicke im Bahnhofe zurückgehalten worden, ängstlich hinter mir hergesprungen und meldete mir, zwei Eisenbahnbeamten hätten mit den Fingern auf mich hingewiesen und meinen Namen genannt. Ich begab

mich sofort zu einem sehr hochgeschätzten Freunde und setzte ihn von meinem Vorhaben, wie von dem eben Vorgefallenen in Kenntniß. Ich hatte kaum zu reden geendet, als er mich um des Himmels willen bat, mich sofort nach Holland zurückzubegeben. Ich erkannte in seinem Rathe die Stimme Gottes und jetzt war mein Herz auf einmal von aller Unruhe geheilt. Nicht lange und es stand schon der Wagen bereit, worin er in seiner großen Güte mich selbst nach Vaels, dem ersten holländischen Orte, zurückbegleitete. Es war, wenn ich mich recht erinnere, der 25. August.

Meine weiteren Erlebnisse in Holland.

Gleich am anderen Tage begab ich mich nun zum Gebrauche der Seebäder direkt nach Kattwyk, wo ich im Collegium der Jesuiten abstieg und hier auf das liebevollste aufgenommen wurde. Der Gebrauch der Bäder und der Genuß der Seeluft wirkte auf meine Gesundheit sehr wohlthätig. Ich schien mir selbst bald wie neugeboren. Kaum war mein Aufenthalt in Kattwyk bekannt geworden, so erhielt ich von allen Seiten her Zuspruch. Besonders waren es holländische Priester, welche sogar von weither sich einfanden, um mir auf die liebevollste Weise ihre Theilnahme zu bezeugen. Damit ich mich aber ja dieser vielen

schönen, rührenden Kundgebungen der Liebe und der Theilnahme nicht überheben möchte, erhielt ich nach Verlauf von ungefähr acht Tagen meines Aufenthaltes in Kattwyk folgendes mir durch den Regierungs-Präsidenten von Minden zugesandte Dokument, das ich hier wörtlich mitzutheilen mir gestatte:

„Ministerium des Innern.

Berlin, den 15. August 1875.

Nachdem der vormalige Bischof von Paderborn, Dr. Martin, sich aus der ihm auf Grund des Reichsgesetzes vom 4. Mai vorigen Jahres zum Aufenthalte angewiesenen Stadt Wesel ohne Erlaubniß entfernt hat, verfügen wir hiermit, was folgt:

Der vormalige Bischof von Paderborn, Dr. Martin, wird, in Erwägung

daß derselbe, nachdem er durch rechtskräftiges Urtheil des Königlichen Gerichtshofes für kirchliche Angelegenheiten vom 5. Januar aus dem Amte als Bischof von Paderborn entlassen worden war, Handlungen vornahm, aus welchen hervorging, daß er die Fortdauer des ihm entzogenen Amtes beanspruchte,

daß ihm deßwegen durch Verfügung der Königlichen Regierung zu Minden vom 18. Januar dieses Jahres in Gemäßheit des §. 1. des Reichs-

gesetzes, betreffend die Verhinderung der unbefugten Ausübung von Kirchenämtern vom 4. Mai 1874 (R.-G.-Bl. S. 43) der Aufenthalt in der Stadt Wesel angewiesen worden ist,

daß er jedoch dieser Verfügung zuwidergehandelt hat, indem er am 4. August dieses Jahres den ihm angewiesenen Aufenthaltsort ohne Erlaubniß verließ, daß er außerdem während seines Aufenthaltes in Wesel wiederholt Handlungen vorgenommen hat, welche eine ausdrückliche Anmaßung des ihm entzogenen Amtes enthielten, indem er in verschiedenen an öffentliche Behörden gerichteten Schreiben sich als „Bischof von Paderborn" unterzeichnete, auf Grund des §. 1. des erwähnten Reichsgesetzes vom 4. Mai vorigen Jahres der preußischen Staatsangehörigkeit hierdurch verlustig erklärt.

Der Minister des Innern:
gez. Eulenbuerg."

Der Minister des geistl.
Unterrichts u. Medicinal-
Angelegenheiten
In Vertretung:
gez. Sydow."

Nach einem ungefähr dreiwöchentlichen Aufenthalte in Kattwyk trat ich, durch den Gebrauch der Badekur fühlbar gestärkt, die Rückreise nach Schloß Neuburg

an. Auf dieser meiner Rückreise sprach ich zunächst auf eine an mich ergangene Einladung beim Bischof von Haarlem vor. Er war mir vom Vatikanischen Concil her persönlich bekannt. Wir waren sehr vergnügt, uns wiederzusehen und alte theure Erinnerungen wieder aufzufrischen. Hier, wie in ganz Holland, sah ich bei den Katholiken ein reges kirchliches Leben, das besonders seit der Wiederherstellung der kirchlichen Hierarchie durch unseren gegenwärtig regierenden Papst im Jahre 1853 einen neuen Aufschwung genommen hat. Groß ist daher auch ihre Theilnahme für die ecclesia pressa (die gedrückte Kirche) in Deutschland, eine Theilnahme, die sie auch durch ihre reichen Spenden für die gesperrten deutschen Priester auf die hochherzigste Weise fort und fort zu bethätigen nicht unterlassen.

Von Haarlem aus besuchte ich den Erzbischof Schaepmann von Utrecht, mit dem ich als einem Mitgliede der deputatio pro fide (der Glaubensdeputation) auf dem Vatikanischen Concil in Rom genauer bekannt geworden war, indem ich ihm hier in den Sitzungen der genannten Deputation unmittelbar zur Seite saß. Mit welch' herzlicher Liebe nahm er mich auf! Ich habe in Rom auf dem Vatikanischen Concil kaum einen Prälaten kennen gelernt, dem die Definirung der Infallibilität des Papstes eine solche

Herzensangelegenheit war, und der so froh aufgejubelt, als diese nach langen schweren Kämpfen endlich zu Stande gebracht war. Daß daher, als wir uns nach fünf darüber hingegangenen Jahren zuerst wieder sahen, in unsern Unterredungen tausend angenehme und unangenehme Erinnerungen wieder auftauchten, brauche ich wohl nicht zu sagen.

Er war von einer längeren schweren Krankheit eben genesen und mein Besuch schien ihm auch in körperlicher Hinsicht so wohlthuend, daß er mich nöthigte, meinen Aufenthalt in Utrecht um ein paar Tage zu verlängern.

Ich mußte seine neu gebauten Kirchen und kirchlichen Anstalten sehen, seine neue Kathedrale, sein kirchliches Museum, das neu errichtete Kranken- und Waisenhaus, Alles wahre Prachtbauten, welche von dem rüstigen Wirken und Schaffen des Bauherrn ebenso, wie von dem Opfergeiste der Katholiken der Diöcese Utrecht beredtes Zeugniß ablegen. Auch sein Seminar mußte ich sehen, das aber, wie dieß fast überall in Holland der Fall ist, auf dem Lande, vom bischöflichen Sitze mehrere Meilen entfernt, liegt. Da er selbst aus Gesundheits-Rücksichten eine so weite Excursion noch nicht unternehmen durfte, gab er mir zur Begleitung seinen General-Vikar mit. Es war ein wunderschöner Herbsttag und auf der ganzen mei-

lenweiten Strecke Weges nach Arnheim hin prangte Villa an Villa, eine noch schöner und prachtvoller, als die andere, die, wie man mir sagte, den reichen holländischen Kaufleuten und Börsenmännern zum Sommeraufenthalte dienen. Ich war über die unabsehbare Menge und die enorme Pracht dieser Sommerresidenzen nicht wenig verwundert und dachte bei mir selbst, daß es wohl wenige Flecken der Erde gebe, wo so viele Geldkönige so nahe zusammengedrängt wohnen möchten. Das erzbischöfliche Seminar, womit sich zugleich, wie in allen Klerikal-Seminaren Hollands, eine complete philosophische und theologische Lehranstalt verbindet und das zu dieser Zeit 132 Alumnen zählte, ist eine vom gegenwärtigen Erzbischofe angekaufte und eingerichtete Besitzung, die sich seinen kirchlichen Bauten in der Stadt würdig zur Seite stellt. Es wurden, da damals die Herbstferien waren, für die Priester der Diöcese gerade die geistlichen Uebungen gehalten, an denen sich eine große Anzahl betheiligt hatte. Es war der letzte Tag der heiligen Uebungen, und man bat mich, statt der Schlußbetrachtung an die versammelten Priester eine Ansprache zu halten. Nachdem dieß geschehen, fuhr ich mit meinem Begleiter an demselben Tage noch nach einer andern kirchlichen Anstalt, nach dem etwa eine halbe Meile vom Seminare entfernten mitten im

Walde gelegenen Kloster deutscher Benediktinerinnen aus Bonn und aus Eisleben, die, ebenfalls aus dem Vaterlande vertrieben, hier einige Monate vorher sich niedergelassen hatten und von denen mir mehrere, als ehemalige Diöcesaninnen, persönlich bekannt waren. Es war gewiß ein sehr eigenes Sich-Wiederfinden hier auf fremdem Boden, das in mir, und wie ich bemerken konnte, auch in den guten ganz überraschten Schwestern allerhand seltsame Gefühle weckte. Fast ganz Holland ist jetzt mit Niederlassungen aus Deutschland vertriebener Ordenspersonen, Männer, wie Frauen, fast wie übersäet; und man muß Gott danken, daß die holländische Regierung trotz der schon öfter stattgefundenen Interpellationen liberaler Volksvertreter die Freiheit solcher klösterlicher Niederlassungen bis jetzt noch nicht angetastet hat.

Erst ganz spät am Abende kehrte ich mit meinem Begleiter von dieser mir so interessanten Excursion nach Utrecht zu meinem lieben Gastwirthe zurück. Die heitere Stimmung, in die ich durch Alles, was ich Schönes und Gutes an diesem Tage gesehen, versetzt war, wurde leider sehr getrübt, als ich gleich nach meiner Rückkehr einen Blick warf in die letzten Nummern der „Germania,“ die man auf den Tisch meines Zimmers für mich hingelegt und als ich dadurch die erste Kenntniß erhielt von dem schrecklichen Brand-

unglück, das um diese Zeit die liebe Paderstadt heimgesucht. Diese Nachricht ergriff mich so schmerzlich, daß ich darüber die ganze Nacht kein Auge schließen konnte.

Am andern Morgen trat mein freundlicher Wirth mit einem andern Blatte zu mir herein. „Da sehen Sie," sprach er zu mir, „in einem belgischen Blatte (es war der ami de l'ordre) einen kurzen Artikel gegen die Klosterstürmer, der auch für Ihre deutschen Verhältnisse wie gemacht ist. Sie brauchen nur das Wort Geusen in das Wort National-Liberale zu verwandeln." Ich steckte das Blatt mit seiner Erlaubniß zu mir und da der bezügliche Artikel die Klosterstürmei allerdings so kurz, wie treffend kennzeichnet, lasse ich ihn in wortgetreuer Uebersetzung hier folgen.

„Die Geusen, nicht wir, die Katholiken, sind die Feinde. Die Geusen machen den Krieg den Klöstern. Also sind die Geusen:

1. Die Feinde der Constitution, welche die Freiheit der Association proklamirt.

2. Die Feinde der Freiheit; sie wollen ihre Mitbürger hindern, ihren Lebensberuf zu wählen.

3. Die Feinde der Gleichheit; sie predigen und rühmen die freimaurischen Associationen und machen den Krieg der Kutte.

4. Die Feinde der Brüderlichkeit; sie bedrängen ihre Brüder der belgischen Familie in ihrem Gewissen.

5. Die Feinde der Einigkeit; der Krieg gegen die Ordenspersonen, die ihre Mitbürger sind, ist ein Bürgerkrieg.

6. Die Feinde dieser 24,000 Familien, die, nach ihrer eigenen Berechnung, in den religiösen Congregationen Mitglieder zählen.

7. Die Feinde ihrer eigenen Kinder, denn wie viele Geusen schicken ihre Kinder in die Congreganisten-Schulen! Wie viele Geusen zählen sogar Mitglieder ihrer Familie in den religiösen Häusern?

8. Die Feinde der Kinder der Armen, welchen die Brüder Unterricht und Erziehung geben.

9. Die Feinde des Reichen, der hinsichtlich der Erziehung seiner Kinder nicht mehr die Wahl hätten, zwischen dem officiellen Unterrichte und dem Congreganistischen.

10. Die Feinde des öffentlichen Schatzes; der Staat müßte mehrere Tausende von Professoren und Lehrern bezahlen, um schlecht und unvollkommen die Congreganisten zu ersetzen.

11. Die Feinde des Lichtes; denn sind die Ordensmänner vertrieben, so bleibt ein Theil unserer Schulen, wie es in . . . . . der Fall ist, leer und ohne Lehrer.

12. Die Feinde der armen Greise; sie berauben sie der barmherzigen Schwestern, ihrer sichtbaren Vorsehung.

13. Die Feinde der Hospitäler und der Kranken, die von den Schwestern der Liebe bedient werden.

14. Die Feinde der Wissenschaft, indem sie die Jesuiten, die Benediktiner und andere gelehrte Orden vertreiben.

15. Die Feinde der Moralität, indem sie über die Grenzen treiben die Ordens-Missionäre, welche das Volk unterrichten und moralisiren. Sie werden mehr Gendarmen creiren müssen, als sie Ordenspersonen vertreiben. Was die Gefängnisse betrifft, so sind sie gebaut; diese 2000 Klöster, woraus man sich ein Schreckbild macht, werden zu Gefängnissen dienen, um darein einzuschließen die Diebe, die Meuchelmörder, die Banqueroteurs, die Duellanten, deren Zahl sich verdoppeln wird, wenn die guten Beispiele, der Unterricht, die Predigt der Ordensmänner verschwunden sein werden.

Die Feinde, das sind also die Geusen; die Gefahr, das sind die Geusen und die Schriftgelehrten, die ihnen Beistand leisten!"

Am andern Tage besah ich mir noch die sonstigen Merkwürdigkeiten von Utrecht, den durch den bilderstürmenden Calvinismus so übel zugerichteten Pracht-

bau der alten Kathedrale, das Geburtshaus des Papstes Hadrian VI. u. a., auch die Kirche der Jansenisten, die übrigens so herabgekommen sind, daß in Utrecht selbst und überhaupt in Holland Niemand mehr von ihnen spricht.

Von Utrecht aus besuchte ich noch die Bischöfe von Herzogenbusch und von Roermond. Beides sind zwei sehr ehrwürdige hochbetagte Greise, die schon ihr achtzigstes Lebensjahr überschritten. Der Bischof von Herzogenbusch [1]) hatte sich trotz seines hohen Alters noch nach Rom zum Vatikanischen Concil begeben, von wo sich seine Gestalt mir tief eingeprägt hatte. Er war vor einer Reihe von Jahren auf seinem Landsitze nahe bei Herzogenbusch des Nachts meuchlerisch überfallen und dabei am Halse stark verwundet worden; das Gerücht bezeichnete seinen eigenen Diener der Unthat verdächtig, obgleich das geheimnißvolle Dunkel, worin die ganze Sache gleich Anfangs gehüllt war, auch später nicht aufgeklärt worden ist. Der gefährlich verwundete ehrwürdige Prälat wurde zwar am Leben erhalten und völlig wieder hergestellt; aber die Spuren der Unthat sind in seiner schiefen Haltung des Hauptes erkennbar geblieben, und sein

1) Dieser ehrwürdige Prälat, Erzbischof-Bischof Zwysen, ist inzwischen am 16. Oktober d. J. der Kirche Hollands durch den Tod entrissen worden.

Bild kann, wenn man ihn einmal gesehen hat, sich in der Erinnerung nicht mehr verwischen.

Der Bischof von Roermond war während des Vatikanischen Concils nicht in Rom und war überhaupt noch nie in Rom. Die Aerzte haben ihm in Rücksicht seiner eigenthümlichen Gesundheitsverhältnisse die Reise nach Rom nicht gestattet. Ich lernte ihn also jetzt bei seinem Besuche zum erstenmale kennen. Aber welch' einen liebenswürdigen Mann lernte ich nicht in ihm kennen! Eine solche innige, lautere Frömmigkeit mit einer solchen Heiterkeit des Gemüthes habe ich wohl nie so schön mit einander vereinigt gesehen. Wie ist dieser Oberhirt aber auch nicht von seiner Diöcese, vom Klerus und Volke geliebt und verehrt! Ich hatte mich eigentlich bei ihm wegen meiner Nachlässigkeit zu entschuldigen. Denn da Schloß Neuburg, wo ich früher schon drei bis vier Wochen zugebracht hatte, in seiner Diöcese liegt, hätte ich ihn schon längst begrüßen müssen!

Mein wiederholter Aufenthalt auf Schloß Neuburg.

Nach demselben Schlosse Neuburg kehrte ich auf die an mich ergangene Einladung jetzt gegen Ende September nun abermals zurück. Aber gleichsam

zum Willkommen, las ich gleich in den ersten Tagen nach meiner Rückkehr in den Zeitungen den vom Paderborner Kreisgerichte gegen mich erlassenen Steckbrief, der durch meine oben erwähnte Verurtheilung des Appellations-Gerichtes in Arnsberg zu einer neuen halbjährigen Gefängnißhaft veranlaßt war. Also Aberkennung der preußischen Staatsangehörigkeit auf der einen Seite, steckbriefliche Verfolgung auf der anderen! Die Scala der durch die Maigesetze festgesetzten Strafen war damit erklommen. Doch das Bewußtsein, solche gehäufte Strafen nicht verdient zu haben, half mir auch über dieses Leid hinweg; zumal das gute gräfliche Haus, worin ich nun weilte, für die vielfach mir widerfahrenen Unbilden durch seine große Liebe mich reichlich entschädigte.

Nicht die geringste Annehmlichkeit meines Aufenthaltes hier auf Schloß Neuburg war die Nähe des Klosters Wittem. Ich hatte mit diesem Kloster der Redemptoristen schon seit dem Jahre 1851, noch während meiner akademischen Lehrthätigkeit in Bonn, freundliche Bekanntschaft gemacht. In dem genannten Jahre hatte ich mich nämlich in den Weihnachtsferien zu einer achttägigen Retraite hierher begeben. Was mich bewog, gerade in diesem Kloster eine geistliche Erfrischung zu suchen, war besonders die Liebe zum heiligen Alphonsus, die sich in mir um so mehr ent-

wickelt hatte, als ich mich ernstlicher mit dem Studium seiner Werke, insbesondere seiner Moral befaßt hatte und als akademischer Lehrer dieser Disciplin mich hatte befassen müssen. Durch Das, was ich sonst über den in diesem Kloster herrschenden Geist vernommen, war mein Verlangen, hier einige Tage in stiller Zurückgezogenheit zuzubringen, nur noch vermehrt worden. Meine Erwartungen wurden nicht getäuscht. Es war das erstemal in meinem Leben, daß ich in einem Kloster den heiligen Uebungen mich widmete. Aber was fand ich hier! Welche Beispiele der Frömmigkeit, der Demuth, der kindlichen Einfalt, des heiligen Seeleneifers! Und dabei diese Gemüthlichkeit, dieser im Antlitze und im ganzen äußeren Benehmen sich so schön abspiegelnde heitere Seelenfriede aller Bewohner dieses Klosters! Ich habe die schönen, glücklichen Tage, die ich hier damals zugebracht, nie vergessen können.

Aber hätte ich damals wohl denken können, daß ich einst unter ganz anderen Umständen zu diesem Kloster wieder in so nahe Beziehungen treten würde!

Gleich in der ersten Zeit meines Aufenthaltes zu Neuburg war es mir vergönnt, in diesem Kloster, worin die Novizen der holländischen Ordensprovinz ihre theologischen Studien machen, zwei schöne Feste

mitzufeiern. Das eine galt der Anwesenheit des apostolischen Internuntius zu Haag, Herrn Capri, der alljährlich dort einige Tage zubringt, und den ich hier zum erstenmale sah. Ich bin später zu ihm in nähere Beziehungen getreten und habe ihm als einem sehr liebenswürdigen Charakter stets ein treues liebevolles Andenken bewahrt. Das andere Fest galt dem Hochwürdigsten Herrn Bischof Laurent in Aachen. Er spendete den Novizen die heiligen Weihen und es war dieses gerade das fünfundzwanzigste Jahr, daß er sie in diesem Kloster spendete. Die guten Ordensmänner konnten daher dieses fünf und zwanzigjährige Jubiläum nicht ungefeiert lassen. Für mich war diese Feier in meiner damaligen Lage doppelt rührend; da ich dem verehrten Prälaten selbst, dem sie galt, schon seit vielen Jahren freundschaftlich verbunden war. Mit seinen vielfach verschlungenen Lebensgeschicken, insbesondere mit der Geschichte der Intriguen der Freimaurer, die den Hirtenstab über die Diöcese Luxenburg seiner Hand entwunden, hatte er mich schon früher umständlich bekannt gemacht. Jetzt theilte ich nun mit ihm dieselben Geschicke. Aber um so wohlthuender wirkten auch die Beweise brüderlicher liebevoller Theilnahme, wodurch er, der nun schon so viele Jahre zu unfreiwilliger Unterbrechung seiner amtlichen Thätigkeit verurtheilte

Leidensgenosse, während meines Aufenthaltes auf Neuburg mich erfreut hat.

Die nahe Verbindung mit dem Kloster Wittem hatte für mich auch den Vortheil, daß ich aus der Kloster-Bibliothek einige literarische Hülfsmittel beziehen konnte. Denn unter den Entbehrungen, die mir das Exil auferlegte, war diejenige meiner Bibliothek nicht eine der geringsten. Die theologische Summe des heiligen Thomas von Aquin, und die Moral des heiligen Liguori waren außer der heiligen Schrift und meinem Brevier das Einzige, was ich in das Gefängniß zu Paderborn und von da nach Wesel und von Wesel wieder in's Ausland hatte mit mir nehmen können. Mir Bücher aus meiner eigenen Bibliothek nachsenden zu lassen, ging nicht an. Denn sie lagen alle durch und übereinander geworfen, oder vielmehr sie lagen in verschiedenen großen Kasten zusammengepackt, in einem Privathause zu Paderborn, wohin man sie, wie auch das mir nicht mehr gehörende übrige Mobiliar meines bischöflichen Hauses am Tage vor meiner Wegführung nach Wesel bei der von Regierungsseiten verfügten Räumung des gedachten Hauses in aller Eile hingeschafft hatte.

Mit Benutzung der aus gedachter Kloster-Bibliothek bezogenen Hülfsmittel gelang es mir, während

meines Aufenthaltes auf Neuburg, mich auch etwas litterarisch zu beschäftigen. Die Zeit, die mir die Sorge für meine theure Diöcese und die geselligen Pflichten übrig ließen, benutzte ich zur Ausarbeitung der Schrift: „Irrthum und Wahrheit," sowie zweier anderer kleiner Schriften: der „Trost- und Lichtbilder für die Gegenwart," und der „Lehre und Uebung der Andacht zum göttlichen Herzen."

So gingen mir bei fortwährender Thätigkeit der Herbst und der Winter schnell genug hin. Die dahin eilenden Tage waren zwar nicht schmerzfrei. Wie hätten sie es sein können? Konnte das Gefühl, du bist von deiner theuren Diöcese getrennt, auch nur einen Tag mich verlassen; oder ging auch nur ein Tag hin, wo nicht die Kunde von neuen Verwüstungen in dem mir anvertrauten Theile des göttlichen Weinbergs zu mir gedrungen? Aber wie viele Tröstungen und Freuden mischte Gott in den Kelch meiner Bitterkeiten, zumal während der Zeit, die ich hier auf Neuburg verweilte! Die von der edlen gräflichen Familie selbst mir entgegengebrachte Liebe, die erleichterte Communication mit meiner geliebten Diöcese, die aus ihr fortwährend zu mir gelangenden Zeugnisse ihrer Theilnahme und Treue (mehrmals erschienen bei verschiedenen Anlässen, wie bei der Feier meines Namenstages sogar mitten im Winter, aus

weiter Ferne zu meiner Begrüßung zahlreiche Deputationen), das Wiedersehen so mancher alten Freunde und Bekannten, die theils aus der nächsten Umgebung, theils aus der Rheinprovinz und aus Westfalen von Zeit zu Zeit sich hier einfanden, auch die wiederholt mir zugehenden aufmunternden liebevollen väterlichen Schreiben des Heiligen Vaters: welche Tröstungen und Erheiterungen mußten sie mir nicht bereiten! Dann und wann unternahm ich auch von Neuburg aus Excursionen zu andern benachbarten männlichen, wie weiblichen Klöstern, zu den lieben Franziskanern, die, aus meiner Diöcese vertrieben, ganz in meiner Nähe auf dem Schlosse, das ihnen mein hochherziger Wirth zur Verfügung gestellt, sich niedergelassen und hier klösterlich eingerichtet hatten, zu den aus Deutschland vertriebenen Jesuiten in Winandsrade, zu dem nahen Kloster der Redemptoristinnen, zu dem Kloster und der Erziehungsanstalt der Damen vom Sacré Coeur in Blumenthal. Zum Besuche des letzten Klosters hatte ich mir den 8. December, das Fest der unbefleckten Empfängniß Mariens, ausgewählt. Dieser Tag ist in Holland kein gebotener Festtag, so wenig, wie in Belgien und in Frankreich. Auch die meisten anderen gebotenen Feste, wie sie noch in unsern deutschen Diöcesen gefeiert werden, der zweite Tag des heiligen Weihnachtsfestes

oder das Fest des heiligen Stephanus, das Fest der Beschneidung des Herrn, das Fest Epiphanie, das Fest Mariä Lichtmeß, das Fest Mariä Verkündigung, der zweite Tag des heiligen Osterfestes, der zweite Tag des heiligen Pfingstfestes, das Fest des Patrocinium des heiligen Joseph, das Fest der Apostel Petrus und Paulus, das Fest aller Heiligen, selbst das heilige Frohnleichnamsfest, alle diese Feste sind seit der ersten französischen Revolution als gebotene Feiertage aus diesen Ländern verschwunden, was auf den an diese Feste von Kindheit an Gewöhnten, wenigstens anfangs, einen recht peinlichen Eindruck macht. Wie unangenehm empfand ich schon den Mangel einer äußeren Festesfeier am schönen Feste Allerheiligen! Es war dieses das erstemal in meinem Leben, daß ich in einer katholischen Gegend dieses, ich möchte sagen, vorzugsweise katholische Fest ungefeiert sah. Aber noch schmerzlicher mußte ich die äußere Feier des Festes der unbefleckten Empfängniß Mariens vermissen. Für dieses Fest hatte ich stets eine gewisse Vorliebe. Denn wie viele schöne Erinnerungen knüpften sich nicht an diesen Tag! An diesem Tage ging einst nach langer, langer Nacht die erste Morgenröthe unseres Heiles auf, und Maria trat unbefleckt und gnadenreich in unser Geschlecht ein; an diesem Tage hatte unser glorreich regierender Papst Pius IX. in

Erfüllung einer jahrhundertlangen sehnsuchtsvollen Erwartung das Geheimniß der unbefleckten Empfängniß Mariens selbst als Dogma ausgesprochen, an diesem Tage hatte er den Syllabus, eine Zusammenstellung aller religiösen Zeitirrthümer, publicirt; an diesem Tage war im Jahre 1869 das große Vatikanische Concil eröffnet worden!

In dem genannten Kloster der Damen vom Sacré Coeur in Blumenthal wurde dieses im übrigen Holland abgeschaffte Fest noch als Patrociniumsfest feierlich begangen, und für den dem Kloster schon lange versprochenen Besuch glaubte ich daher gerade dieses Fest auswählen zu sollen. Ich celebrirte in der schönen Klosterkirche die heilige Messe und hielt die Festes-Predigt, wobei ich mich nach langer Zeit zum erstenmale wieder meiner bischöflichen Insignien bediente. Im Pensionate des Klosters, dem ich nach der kirchlichen Feier einen Besuch abstattete, traf ich auch mehrere Zöglinge aus meiner Diöcese.

War mir so der Schmerz der Verbannung von meiner theuern Heerde durch reichhaltigen Trost gemildert und ein gewisser äußerer Friede mir bescheert, so sollte ich doch eines solchen Friedens nicht allzulange mich erfreuen. Ein Priester meiner Diöcese (Gott Lob unter den Vielen außer dem oben erwähnten Mönnikes nur dieser Eine) hatte sich in dem

kirchenpolitischen Kampfe auf die Seite der Gegner der Kirche gestellt und durch sein Verhalten schweres Aergerniß gegeben. Da er meinen wiederholten liebevollen, wie ernsten Mahnungen Halsstarrigkeit entgegensetzte, mußte ich vom geistlichen Schwerdte gegen ihn Gebrauch machen. Ich war mir der wahrscheinlichen Folgen meines Handelns bewußt, aber ich war mir auch bewußt, daß ich so handeln müsse, und schreckte daher vor keiner, mir selbst noch so nachtheiligen Folge dieses Handelns zurück. Das Befürchtete kam. Der excommunicirte Priester hatte das ihm zugesandte Schriftstück in die Hände der weltlichen Behörde ausgeliefert, und es dauerte nicht lange, so war schon in den holländischen Tagesblättern zu lesen, Berlin sei wegen des gedachten Falles mit der holländischen Regierung in Verhandlung getreten und fordere meine Ausweisung aus den Niederlanden. Am 14. März, etwa vier Wochen nach Absendung des Excommunications-Decretes an den abtrünnigen Priester, erhielt ich von Seiten der holländischen Regierung das Ausweisungs-Decret. Es war mir eine Frist von zehn Tagen gestellt, innerhalb deren ich die Niederlande zu verlassen hätte. Einen Grund meiner Ausweisung hatte die holländische Regierung wohlweislich nicht angegeben, denn einen legitimen Grund konnte sie für ihr Vorgehen

gegen mich nicht angeben. Ich hatte gegen sie absolut nichts verbrochen.

Nicht im Gefühle ihrer Berechtigung, sondern dem Drucke von Berlin nachgebend, hatte sie die Maßregel der Ausweisung über mich verhängt. Nichts illustrirt greller die Unhaltbarkeit unserer heutigen öffentlichen Zustände, als daß auch die sogenannten souveränen Regierungen, besonders der kleineren Länder, nicht mehr Herren ihrer Entschließungen sind, sondern sich um ihres Daseins willen auswärtigen Machtbefehlen beugen müssen. Die öffentlichen oder internationalen Fragen werden aus Rechtsfragen immer mehr Machtfragen.

Meine Abreise von Schloß Neuburg und ein Besuch in Belgien.

Aber wie sehr auch von der Ungerechtigkeit der über mich verhängten Maßregel überzeugt, ich mußte mich fügen. Mit Thränen der Dankbarkeit verabschiedete ich mich von der edlen gräflichen Familie, deren gegen mich geübte Liebe Gott allein vergelten kann. Es war kurz vor dem Feste des heiligen Joseph, als ich Neuburg verließ. Ich war noch unsicher, wohin ich nun meine Schritte lenken sollte. Ich bat Gott um Erleuchtung, ich bat den heiligen

Joseph, mich zu führen. Ein paar Tage lebte ich erst, um wegen der Wahl meiner künftigen Zufluchts- und Schutzstätte mit mir in's Reine zu kommen, zurückgezogen oder vielmehr versteckt in einem Kloster. Als ich meinen Entschluß gefaßt, trat ich die Reise an. Sie führte mich durch Belgien. In Lüttich begrüßte ich den mir vom Vatikanischen Concil her bekannten und befreundeten Bischof von Montpellier De Bedrin, der mich mit der herzlichsten Liebe aufnahm. Meine Anwesenheit in Lüttich wurde schnell ruchbar. Ich besuchte nämlich gleich am ersten Abende nach meiner Ankunft daselbst mit dem Bischofe von Lüttich die Fasten-Abend-Andacht; der Priester, der in dieser Kirche die Fastenpredigten hielt und der von meiner Ankunft Kenntniß erhalten hatte, that im Eingange seiner Predigt von meiner Anwesenheit in Lüttich, und da er meiner ansichtig geworden, auch von meiner Gegenwart in der Kirche selbst Erwähnung und so wurde durch das in der Kirche zahlreich versammelte Publikum die Kunde von meiner Anwesenheit in Lüttich blitzschnell durch die ganze Stadt verbreitet.

Am anderen Tage wurde ich von den Deputirten verschiedener katholischer Vereine begrüßt. Ich besuchte die bischöflichen Anstalten, die Klöster und Kirchen der Stadt, unter anderen auch die Kirche der heiligen Juliana, derselben, deren Vision den Anlaß

zur Einführung des Frohnleichnamfestes gab. Als ich mich dann von meinem bischöflichen Freunde verabschieden wollte, um die Reise zu dem mir gesteckten Reise-Ziele fortzusetzen, bat er mich, bei ihm meinen Aufenthalt zu nehmen und er bat mich so ungestüm und mit solcher Gewalt der Liebe, daß ich zuletzt meinen Widerstand aufgab. Doch gestattete er mir, am darauffolgenden Tage eine Excursion nach Löwen, Brüssel und Mecheln zu unternehmen; und damit ich um so sicherer zu ihm zurückkehrte, gab er mir seinen General-Vikar als Begleiter mit. In Löwen, wo der verehrte Rektor der katholischen Universität, Herr Namèche, uns gastfreundlich aufnahm, machte ich unter anderen die Bekanntschaft des in der Sache der Luise Lateau so berühmt gewordenen Professor Lefèbre. Mit ihm hatte ich über eben diese Luise Lateau eine lange und eingehende Unterredung. Er machte mir über diese begnadigte Jungfrau sehr interessante Mittheilungen, da er um eben diese Zeit neue Beobachtungen über sie angestellt. Er war gerade damit beschäftigt, die Resultate dieser seiner neuesten Beobachtungen zu Papiere zu bringen, um sie der Oeffentlichkeit zu übergeben, wie er sie auch bald darauf in sieben Artikeln in der Revue Catholique hat erscheinen lassen. Er bewog mich auch selbst zu einem Besuche dieser Jung-

frau. Ich werde auf die werthvollen Mittheilungen Lefèbre's und meine eigenen Beobachtungen über die Stigmatisirte sogleich zurückkommen, nachdem ich, was meine eigenen Geschicke betrifft, nur noch bemerkt habe, daß ich die von Lüttich aus unternommene Excursion abschloß mit einem Besuche des Kardinals und Erzbischofs Dechamps von Mecheln. Wir hatten uns in Rom während der Zeit des Vatikanischen Concils täglich gesehen und uns nicht allein täglich gesehen, sondern auch, von dem dritten Monate des tagenden Concils an, täglich zusammen gearbeitet. Wir gehörten beide den beiden Deputationen, der Deputation für den Glauben und der Deputation für die Prüfung der beim Concil gestellten Anträge als Mitglieder an, und wir waren mit dem Bischofe Pie von Poitiers von der Glaubensdeputation als Mitglieder einer Art von Subcomité gewählt, d. h. wir waren beauftragt worden, die in den Sitzungen dieser Deputation zur Verhandlung kommenden Gegenstände vorzubereiten und das von ihr Durchberathene zu redigiren. Wie groß war daher die Freude des Wiedersehens! Die Aufnahme, die ich fand, hätte nicht herzlicher sein können. Und welche sympathische Kundgebungen von Seiten der kirchlichen Anstalten, die ich in Mecheln besuchte, besonders von Seiten des größeren und kleineren

Seminars, welche beide Anstalten damals vielleicht sechshundert Zöglinge umfaßten! Leider wurden aber auch die in Löwen und besonders die hier in Mecheln mir dargebrachten Ovationen Gegenstand der Besprechung in den öffentlichen Blättern, und welche unangenehme Folgen hieraus für mich entsprangen, werden wir gleich sehen. Unmittelbar von Mecheln trat ich nämlich die Rückreise nach Lüttich an, um auf die Einladung des guten Bischofs von Lüttich bei ihm meinen ferneren Aufenthalt zu nehmen. Der mir hierher nachgesandte Reisekoffer, worin meine wenigen Habseligkeiten eingepackt waren, kam am anderen Tage nach meiner Rückkunft ebenfalls an und ich dachte nun daran, für einen längeren Aufenthalt im Hause meines hochverehrten Wirthes mich etwas einzurichten. Da trat am Tage darauf früh Morgens der gute General-Vikar Warblings, derselbe, der mich auf meiner Excursion nach Löwen und Mecheln begleitet hatte, auf einmal wie erschreckt in mein Zimmer ein mit der Meldung, es sei so eben der Polizei-Präsident von Lüttich bei ihm gewesen, der nach mir gesucht habe, um im Auftrage des Ministeriums von Brüssel mich über die belgische Grenze transportiren zu lassen. Ich war durch diese Schreckensnachricht nicht allzusehr überrascht. Durch die in Holland gemachte

Erfahrung war ich belehrt worden, wessen man sich von den Regierungen der kleinen Nachbarländer Preußens zu versehen hat, sobald dieses Einsprache erhebt, oder auch nur drohend den Zeigefinger aufhebt. Den Verwickelungen mit dem Fürsten von Bismarck so weit als möglich aus dem Wege gehen, gilt für diese kleinen Länder jetzt als die Summe aller staatsmännischen Weisheit. Dieses ist nun einmal der gegenwärtige Stand der Dinge, wogegen sich nicht ankommen läßt.

Die Frage aber, wohin ich, nun auch aus Belgien verwiesen, meine Schritte zu lenken hätte, war sehr schnell für mich beantwortet. Es blieb mir jetzt nur übrig, den früher entworfenen Plan einfach wieder aufzunehmen. Ich verabschiedete mich mit dankgerührtem Herzen von meinem edlen Wirthe und reiste noch am selben Tage von Lüttich ab.

Ein Besuch bei Luise Lateau.

Daß ich während meines Aufenthaltes in Belgien diese begnadigte Jungfrau, deren ich so eben gedacht, persönlich gesehen, daß ich sie (denn ich sah sie an einem Freitage) mit ihren blutenden Wundmalen und im extatischen Zustande gesehen, erkenne

ich als eine nicht der geringsten Gnaden, die mir während meines Exils und gerade in Folge dieses meines Exils zu Theil geworden. Wegen des eminent religiösen Interesses, das ihr Zustand darbietet, kann ich nicht umhin, ihr hier ein Blatt zu widmen. Ich nehme nichts in diese Darstellung auf, als was auf der strengsten Wahrheit beruht, was ich entweder mit meinen eigenen Augen gesehen, oder was durch die genauesten wissenschaftlichen Untersuchungen nicht bloß des Löwener Professor Dr. Lefèbre, sondern auch durch die von der mediciniſchen Akademie in Brüssel eingesetzte Untersuchungscommission unumstößlich festgestellt ist.

Luise Lateau, am 30. Januar 1850 geboren, steht jetzt in ihrem 27. Lebensjahre. Ihr Vater, Georg Lateau, ein Schmiedemeister, war ein einfacher, schlichter, gutmüthiger und religiöser Mann. Ihre Mutter, Adele Pissers, von etwas cholerischem Temperamente, übrigens eine ebenfalls rechtschaffene, fromme und von ihren Nachbarn geachtete Frau. Unter den drei Töchtern dieser Eltern ist Luise die jüngste; von ihren beiden andern Schwestern, Rosine und Adeline, ist jene nur drei Jahre und diese nur zwei Jahre älter, als sie. Die Familie lebte nicht im Ueberflusse; aber sie schlug sich mit ihrer Hände Arbeit redlich durch und besaß ein kleines, beschei-

denes Haus. Doch dauerte es nicht lange, so stellte sich bei ihr mannichfaches Hauskreuz ein. Seit der Geburt Luisen's kränkelte die Mutter und mußte fast fortwährend das Zimmer und Bett hüten. Dann zerschmetterte ein Blitzstrahl ihr Haus, endlich erkrankte auch der Vater an den damals im Dorfe Bois d'Haine herrschenden Blattern und starb zwei und einen halben Monat nach der Geburt Luisen's, die von dieser Krankheit ebenfalls angesteckt wurde. Also der Vater todt, die Mutter schwach und elend, das kleinste Kind krank auf den Tod in seiner Wiege liegend, die beiden andern Kinder, noch kaum im Stande zu gehen und ohne gehörige Pflege und Abwartung, und zu allem dem kein Brod im Hause.

Luise genas von ihrer Krankheit und in der Person eines einfachen Handwerkers, Namens Franz Delalieu, erweckte Gott der Familie einen Nothhelfer, der sie dem Hunger und Elende entriß. Derselbe sorgte mit väterlicher Liebe für die Bedürfnisse der Familie, bis die Mutter selbst von ihrem zwei und einem halbjährigen Leiden völlig wiederhergestellt war. Jetzt übernahm diese nun selbst wieder die Sorge für ihre Familie. Des Morgens und Abends beschäftigte sie sich mit ihren Kindern; den Tag über vertraute sie die beiden jüngeren der Obhut der älteren an, und arbeitete als Taglöhnerin in einigen

benachbarten Häusern, um sich und ihren Kindern das tägliche Brod zu verdienen.

In diesen knappen Verhältnissen lebte die Familie so mehrere Jahre hindurch hin. Ihre dürftige Lage verbesserte sich etwas, als die drei Kinder nach und nach selbst mit an die Arbeit gehen konnten.

Als Luise acht Jahre alt geworden, fängt sie an, sich schon ihr Brod zu verdienen; sie leistet allerhand kleine Dienste bei einer alten gebrechlichen Dame; fünf Monate des Jahres hindurch besucht sie die Schule, lernt ihren Katechismus, und in ihrem elften Jahre wird sie zur ersten heiligen Communion geführt. In den folgenden Jahren ist sie in den besseren Häusern der Nachbarschaft abwechselnd Bonne, Dienstmagd, Taglöhnerin, lebt meistens in freier Luft und erfreut sich einer guten Gesundheit. Als sie in einem dieser Häuser einstens das Vieh auf die Weide treibt, erleidet sie einen Unfall. Ein Rind schmeißt sie um und tritt sie unter die Füße. Sie erhält eine Quetschung an der Seite, das Uebel verschlimmert sich, es bildet sich an der Seite ein Abceß und sie muß nach Bois d'Haine in das Haus ihrer Mutter zurückkehren, wo sie nach einer sechswöchentlichen Ruhe vollkommen wiederhergestellt wird.

Von ihrem sechszehnten Jahre an hat sie das mütterliche Haus nicht mehr verlassen. Sie näht mit ihren beiden Schwestern Rosine und Adeline und besorgt außerdem die Haus- und Gartenarbeiten. Die drei Schwestern ernähren sich und ihre Mutter durch ihre Arbeiten reichlich; von Nothdurft ist keine Rede mehr; die Mutter genießt eine anständige Pflege, wie sie ihrem Alter angemessen ist.

Von ihrem siebzehnten Jahre an hat Luise noch ein paar Krankheiten zu überstehen; die letzte, im Monate März 1868, führte sie an den Rand des Grabes. Blutspeien, heftige Seitenschmerzen, Mangel an allem Appetit. Das Uebel verschlimmert sich so, daß sie die heiligen Sterbesakramente empfängt. Plötzlich tritt aber eine Wendung zum Besseren ein. Sie erholt sich so schnell, daß sie einige Tage nach dem Empfange der heiligen Oelung schon wieder in die ungefähr zehn Minuten entfernte Pfarrkirche gehen und der heiligen Messe beiwohnen kann.

Unter diesen Umständen nun wird sie auf einmal von der Stigmatisation überrascht.

Ehe ich aber hierauf weiter eingehe, will ich hier noch einige Worte über die intellectuellen und moralischen Eigenschaften dieser Jungfrau einschalten.

Professor Lefèbre, der sie selbst lange und sorgfältig beobachtet und bei den glaubwürdigsten Per-

sonen über sie Kunde eingezogen hat, sagt in seinem der »Revue Catholique« eingerückten Aufsatze: »Louise Lateau et l'Académie de médecine« hierüber wörtlich Folgendes:

„Luise hat viel Intelligenz, doch ist es eine Intelligenz, die nichts Glänzendes hat. Sie hat, was man so nennt, einen gesunden Menschenverstand. Sie ist ohne lebhafte Phantasie und ohne Enthusiasmus. Ihre Bildung ist beschränkt, und reicht über die ersten Elemente, die sie in der Schule empfangen, nicht hinaus. Sie spricht das Französische mit Leichtigkeit und einer gewissen Reinheit. Sie liest, obgleich ziemlich mühsam; sie kann schreiben, aber sie schreibt ziemlich incorrect.

„Was ihre moralischen Eigenschaften betrifft, ist sie einfach, gerade aus, offen und natürlich. Sie liebt die Einsamkeit und das Stillschweigen und sie redet nie von den Phänomenen, die an ihr zu Tage treten.

„Sie hat einige Jugendfreundinnen, die sie sehr liebt. Aber nie kommen in den Gesprächen, die sie mit ihnen führt, die Extasen und die Stigmen zur Sprache. Es ist dies eine durchaus verschlossene Welt, wohin auch die vertrautesten Freundinnen nicht eindringen. Selbst gegen ihre Schwestern, wie früher gegen ihre nunmehr verlebte Mutter, beob-

achtet sie in dieser Hinsicht dieselbe Zurückhaltung. Nie wird von ihren Schwestern diese Frage in ihrer Gegenwart auch nur von ferne berührt.

„Sie ist von stiller, ruhiger, friedlicher, heiterer Gemüthsart. Sie ist arbeitsam und von einer unerschütterlichen Geduld, selbst über die heftigsten Leiden nie klagend.

„Ein anderer hervorspringender Zug ihres Wesens ist die Liebe gegen ihre Mitmenschen. Selbst arm, fand sie immer ihre größte Freude in der Unterstützung der Armen. Fast noch ein Kind, widmet sie sich dem Dienste der Kranken mit einer völligen Hingebung ihrer selbst und zugleich mit einem besonderen Geschicke. Im Jahre 1866 brach die Cholera, die damals in Belgien wüthete, auch in Bois d'Haine aus. Luise verließ nie die Häuser, in die diese Geißel eingedrungen war. Sie pflegte in einem einzigen Monate zehn Cholerakranke; dabei trug sie Sorge für die Bestattung der Todten und trug sie oft selbst zum Gottesacker. Sie war um diese Zeit erst sechzehn Jahre alt.

„Luise hatte von ihrer Krankheit an eine außergewöhnliche Frömmigkeit. Aber frei von jeder Exaltation und von jeder Affektation wandelte sie hier die gewöhnlichen Pfade, doch wandelte sie diese mit aller Treue und mit der zartesten Gewissenhaftigkeit.

In ihrem inneren und religiösen, wie in ihrem äußeren Leben erwies sie sich immer schlicht, einfach, unbefangen, maßhaltend."

So also zeichnet Professor Lefèbre ihren sittlich-religiösen Charakter. Zu dieser Zeichnung stimmt auch vollkommen die Skizze, welche die Untersuchungs-Commission der Brüsseler medicinischen Akademie über sie entworfen, sowie die Schilderung des Pfarrers von Bois d'Haine und aller unbefangenen Beobachter.

Gehen wir nun, nachdem wir dieses vorausgeschickt, zu den Stigmen und Extasen selbst über, wie sie von ihrem ersten Ursprunge an und in ihren verschiedenen Phasen von Lefèbre in dem oben genannten Aufsatze und zwar wiederum ganz in Uebereinstimmung mit dem Berichte der Untersuchungs-Commission der Brüsseler medicinischen Akademie dargestellt worden.

Was erstlich die Stigmen betrifft, so zeigte sich der Anfang der Blutungen am Freitag, den 24. April 1868, und zwar an der linken Seite der Brust.

Den darauf folgenden Freitag wiederholte sich die Blutung an der nämlichen Stelle. Den dritten Freitag, d. i. am 8. Mai, floß das Blut während der Nacht an der linken Seite und den beiden Fü-

ßen. Gegen neun Uhr Morgens bluteten die beiden Hände. Freitag, den 24. September, erschien die Blutung auch auf der Stirne. Endlich in den letzteren Jahren öffnete sich auch eine Wunde auf der rechten Schulter und blutete, wie die oben genannten Stigmata, regelmäßig alle Freitage.

Die drei ersten Jahre genießt die Stigmatisirte noch Nahrung, sie ißt, aber nur wenig; doch vom Donnerstag Mittag an, wo sie gewöhnlich etwas Weniges zu Mittage ißt, bis Samstag 8 Uhr früh, genießt sie gar nichts, weder an Speise, noch an Trank, nicht einmal einen Tropfen Wassers. Sie bleibt inzwischen bei vollen Kräften, und kann ihre gewohnten täglichen Arbeiten verrichten. Jeden Morgen regelmäßig 5 Uhr steht sie auf, reinigt ihr Zimmer; dann gegen 6 Uhr (mit Ausnahme des Freitags, wo ihr die heilige Communion in's Haus gebracht wird) geht sie zur Kirche und empfängt die heilige Communion, worauf sie sich wieder nach Hause begibt und die täglichen Haus- und Gartenarbeiten verrichtet.

Die Blutungen beginnen in der Regel in der Nacht vom Donnerstag auf Freitag, fast immer zwischen Mitternacht und ein Uhr. Sie beginnen nicht in allen Stigmaten zugleich, sondern die Blutungen der Stigmata finden successive statt und sie folgen

sich ohne eine bestimmte Ordnung; am östersten beginnt die Blutung an der Seite, und es folgen dann in verschiedenen Stunden nach einander die Blutungen der Wundmale der Hände, der Füße und der Stirne.

Die Quantität Blutes, das die Stigmatisirte jeden Freitag verliert, ist veränderlich. Während der ersten Monate nach der Erscheinung der Wundmale, bevor noch die Extasen sich zeigten, floß das Blut reichlicher und längere Zeit, als heute. Die Blutungen dauerten oft vier und zwanzig Stunden, von Donnerstags Mitternacht bis Freitag Mitternacht.

Professor Lefèbre glaubt den durchschnittlichen Verlust des Blutes auf 250 Gramme ansetzen zu müssen, und er fügt hinzu, daß die Zusammensetzung des sich aus den Stigmen ergießenden Blutes vollkommen normal ist.

Wir kommen jetzt zu den Extasen.

Die wöchentlichen Extasen begannen bei Luise Lateau Freitag den 17. Juli 1868, also dreizehn Wochen nach dem Anfange der Stigmatisation.

Das Phänomen erneuert sich von da an alle Freitage. Im Jahre 1868 begann die Extase zwischen 8 und 9 Uhr Morgens und endete gegen Abend 6 Uhr. Sie dauerte also neun bis zehn Stunden ohne Unterbrechung. Sie ist heute viel kürzer.

Vernehmen wir über den Verlauf derselben in den ersten Zeiten Lefèbre's eigene Worte. In der Regel, sagt er, beginnt die Extase während ihrer Geistessammlung im Schweigen oder im Gebete, manchmal auch mitten im Gespräche oder selbst während der Arbeit. Sie beginnt immer urplötzlich, die Augen sind auf einmal unbeweglich und gegen den Himmel gewendet und die Extase hat begonnen. Einen exstatischen Zustand, im Jahre 1868, den Lefèbre selbst genau beobachtet, beschreibt er mit folgenden Worten.

„Während der Extase ist Luise meistens sitzend. Ihr Körper, ein wenig nach vorn gebogen, ruht auf der Lehne des Stuhles, unbeweglich, wie eine Statue. Die blutenden Hände stützen sich auf die Kniee und sind in einem leinenen Tuche verborgen. Die Augenlieder sind unbeweglich, und die Augen nach oben und ein wenig nach rechts gerichtet. Der Ausdruck der ganzen Gestalt Luisen's erscheint wie derjenige einer tiefen Aufmerksamkeit, man möchte sagen, sie sei in eine einem fernen Gegenstande zugewendete Contemplation verloren. Ihre Physiognomie und ihre ganze Haltung wechseln oft. Bald entfalten sich die Züge, die Augen befeuchten sich, ein seliges Lächeln öffnet halb den Mund; bald senken sich die Augenlieder und verschleiern halb den Blick, das Gesicht

zieht sich zusammen, Thränen fließen langsam die Wangen herab. Bald erblaßt sie, die Physiognomie reflektirt einen Ausdruck tiefen Schreckens, oft begleitet von einem Schauer und einem erstickten Aufschrei. Bisweilen führt der Rumpf eine langsam umdrehende Bewegung aus und die Augen bewegen sich, wie auf ein unsichtbares Gefolge hingerichtet. Ein anderes Mal erhebt sie sich, geht vorwärts, stellt sich auf die Spitze der Füße, man möchte glauben, sie wolle auf- und davon gehen; ihre Hände erheben sich, schließen sich dann zusammen oder bleiben geöffnet in der Stellung der Betenden der Katakomben; ihre Lippen bewegen sich, sie ist wie keuchend. Der Blick belebt sich; dieses Gesicht, das vor der Extase das gewöhnliche, verklärt sich und leuchtet von einer wahrhaft idealen Schönheit.

Nimmt man nun zu diesem Schauspiel noch hinzu die Erscheinung der Stigmen, die Stirne gekrönt von einem blutigen Diadem, woraus längs der Schläfe und der Wangen das Blut in Streifen herabfließt, die kleinen weißen Hände, in ihrer Mitte bezeichnet mit jener mysteriösen Wunde, woraus Streifen Blutes gleich Strahlen hervorgehen; denkt man sich dann diesem seltsamen Schauspiele gegenübergestellt Gruppen von Männern und Frauen jeden Standes, alle von diesem Schauspiele ergriffen und

ihr Staunen ausdrückend: so kann man sich von den Scenen in Bois d'Haine eine geringe Vorstellung machen.

„Gegen 1½ Uhr Mittags," fährt Lefèbre in der Beschreibung der von ihm im Jahre 1868 beobachteten Extase fort, „also gegen 1½ Uhr Mittags, wo die Scene des Niederfallens herannaht, sinkt die Extatische öfter in die Kniee, die Hände zusammengeschlossen, der Körper stark nach vorn hin geneigt. Ihre Gestalt nimmt einen Charakter einer inneren tieferen Contemplation an. Sie bleibt in dieser Haltung etwa eine halbe Stunde, dann erhebt sie sich und setzt sich nieder. Gegen zwei Uhr ändert sich die Scene. Die Extatische neigt sich ein wenig vorwärts, sie erhebt sich mit einer gewissen Langsamkeit, dann fällt sie auf einmal, als ob sie Jemand niederstürzte, mit dem Angesichte auf die Erde. So liegt sie mit der Brust hingestreckt auf dem Boden, den Kopf gestützt auf dem linken Arme, die Augen geschlossen, der Mund ein wenig geöffnet, die unteren Glieder in gerader Richtung ausgestreckt. Um drei Uhr macht sie auf einmal eine heftige Bewegung; die oberen Glieder strecken sich quer kreuzweise aus; die beiden Füße legen sich kreuzweise über einander, der Rücken des rechten Fußes ruht auf der linken Fußsohle.

In dieser Situation bleibt sie bis gegen 5 Uhr.

Dann erhebt sie sich wie mit einem Sprunge und knieet nieder wie zum Gebete. Einige Minuten darauf setzt sie sich wieder.

Die Extase dauert bis gegen sechs oder sieben Uhr. Die Haltung und die Physiognomie wechseln noch. Es scheint, als ob sie die verschiedenen Seeleneindrücke an sich abspiegelte.

Die Extase endet mit einer erschütternden Scene. Die Arme fallen längs des Körpers, das Haupt neigt sich auf die Brust, die Augen schließen sich, die Nase spitzt sich zu, das Gesicht wird todtenbleich und bedeckt sich mit einem kalten Schweiße; die Hände sind eiskalt, der Puls ist unfühlbar, sie röchelt.

Dieser Zustand der Agonie dauert zehn bis fünfzehn Minuten; dann erwacht das Leben wieder. Die Wärme kehrt zurück, der Puls erhebt sich, die Wangen färben sich, noch einige Minuten hält die unbeschreibliche Extase an, dann auf einmal senken sich die Augenlieder, die Augen wenden sich sanft von einer der umstehenden Personen zur anderen. Die Extatische ist aus der extatischen Welt in das gewöhnliche Leben zurückgekehrt. Ihr Aussehen ist heiter, der Blick klar und ruhig, der Geist ungetrübt."

So also beschreibt Lefèbre die verschiedenen Phasen ihres extatischen Zustandes als Augenzeuge und als medicinischer Beobachter. Er fügt dann noch

eine genaue Beschreibung des Zustandes der verschiedenen Organe und ihrer Funktionen während der Dauer der Extase hinzu, woraus aber hier nur so viel hervorgehoben sei, daß die Funktionen der Sinne während der Extase ganz unterbrochen sind. Die Augen sind ganz unbeweglich und ganze Stunden lang nimmt man auch nicht das geringste Blinzeln wahr. Man kann einen Gegenstand mit aller Heftigkeit ihr vor die Augen bringen oder den Augen mit aller Schnelligkeit ein Licht vorhalten, und bringt doch keine Bewegung der Augenlieder hervor. Wie mit dem Gesicht, verhält es sich auch mit dem Gehör. Es ist vorgekommen, daß ein Beobachter plötzlich in ihre Ohren einen durchdringenden Schrei that, und doch zeigte nicht die geringste Vibration eine Perception desselben von Seiten des Gehörvermögens an. Deßgleichen ist an allen Punkten des Körpers die Sensibilität vollkommen erloschen, wofür Lefèbre die auf selbsteigene Versuche basirten unwiderleglichen Beweise in seiner früheren Schrift über Luise Lateau [1]) niedergelegt hat.

Während aber die sinnlichen Funktionen während der Extase unterbrochen sind, gewinnt der aufmerksame Beobachter die Ueberzeugung, daß der Geist

---

1) Louise Lateau. Sa vie, ses extases, ses stigmates.

der Extatischen, weit entfernt zu schlummern, vielmehr sehr thätig ist. Luise hat von den äußeren Akten, die sie während ihrer Extase vornimmt und von Dem, was um sie vorgeht, kein Bewußtsein; aber sie erinnert sich vollkommen Dessen, was in ihrem Geiste vorgegangen.

Dieses also die Phänomene. So hat sie, ich wiederhole es, der gelehrte und scharfsinnige Lefèbre, der Luise auf Ersuchen des seligen Bischofs Labis von Tournai am Freitag den 28. August 1868 zum erstenmale beobachtet und sie seitdem nie aus den Augen verloren (zuletzt hatte er sie kurz vor meiner Unterredung mit ihm am 3. März 1876 gesehen und sie damals sehr leidend gefunden); so haben sie in der geraumen Zeit von dem ersten Beginne dieser Phänomene bis auf den heutigen Tag hundert und hundert gelehrte Mediciner gesehen, so hat sie der Referent der Untersuchungscommission der Brüsseler medicinischen Akademie, Warlomont, gesehen und ganz in Uebereinstimmung mit Lefèbre in einem Bulletin vor der genannten Akademie darüber Bericht erstattet, so hat die Brüsseler Akademie diese Thatsachen als streng wissenschaftlich untersuchte und constatirte vor aller Welt anerkannt. Die Akademie hat anerkannt und durch den Augenschein gezwungen es anerkennen müssen, daß von einem Betruge hier keine Rede sein

könne, daß vielmehr neun Jahre hindurch jeden Freitag, und nur jeden Freitag, die Blutungen der Stigmen wie die extatischen Zustände an dieser Jungfrau sich wiederholen, daß diese Jungfrau also jetzt neun ganze Jahre hindurch an sich selbst das lebendige Bild des gekreuzigten Heilandes darstelle. So haben sie während der neun Jahre hunderttausende von Menschen gesehen. Wohl haben in dieser langen Zeit einzelne unwesentliche Umstände in diesem Schauspiele sich geändert, — ihre extatischen Zustände sind gegenwärtig nicht mehr so lange andauernd, als früher, und sie beginnen in der Regel erst Freitag Nachmittag gegen 2½ Uhr; anderseits hatte sie bis zum 31. December 1875 wohl auch die ganze Woche hindurch an den stigmatischen Stellen des Körpers Schmerzen, doch waren diese Schmerzen erträglich und sie hinderten die Stigmatisirte nicht, ihren tagtäglichen gewöhnlichen Arbeiten obzuliegen, aber von dem genannten Zeitpunkte an sind ihre Schmerzen an den stigmatischen Stellen des Körpers, aber nur an diesen, auch die ganze Woche hindurch äußerst heftig und zwingen sie, stets das Bett zu hüten. Auch wiederholt sich die obengedachte Art von Agonie seit langer Zeit sehr selten. In allem Uebrigen sind sich diese Phänomene im Verlaufe der neun Jahre immer gleich geblieben und sie sind, wie

ich sagte, im Verlaufe dieser Zeit von Hunderttausenden von Menschen gesehen und beobachtet worden. Denn in den ersten Jahren waren es wohl fünf bis sechshundert Personen, die sich jeden Freitag an der armen Hütte zu Bois d'Haine zusammen fanden und auf den Augenblick warteten, wo ihnen der Eintritt verstattet wurde. In der letzteren Zeit hat man der Familie Lateau zu Liebe dem Zuströmen der Besucher möglichst gewehrt und ihre Zahl sehr eingeschränkt. Dadurch widerlegen sich von selbst die im Anfange der Bewegung von den Liberalen ausgestreuten Gerüchte, die Familie Lateau suche mit ihrer Stigmatisirten nur Aufsehen und Geräusch zu machen, oder gar, die ganze Stigmatisation sei nur aus Eigennutz in's Werk gesetzt. Auch die verbissensten liberalen Fanatiker wagen diese schmähliche Verläumdung jetzt nicht mehr vorzubringen. Die Familie Lateau sucht nichts und hat von Anfang an nichts gesucht, als ihr Stück Brod, das sie sich mit ihrer Handarbeit verdient, in Ruhe und im Frieden zu genießen. Als der Bischof von Tournai einst, an einem Charfreitage, die Stigmatisirte besucht hatte und als er beim Abschiede die damals noch lebende Mutter derselben fragte, ob und womit er ihr dienen könne, bat sie ihn um nichts, als daß er ihr Haus doch von den ihr so lästigen Besuchen be=

freien und ihrer Familie gestatten möchte, in ihrer früheren Dunkelheit und Abgeschiedenheit zu leben; eine Bitte, der sämmtliche drei Töchter sich anschlossen. Es ist oft begegnet, daß wohlhabende aus weiter Ferne hergekommene Besuche bei ihrem Weggehen der Familie zur Verbesserung ihrer Lage Geldsummen anboten, oder daß Andere sich durch Anbietung ansehnlicher Geldsummen den Eintritt in's Haus erkaufen wollten; aber alle diese Versuche blieben nutzlos. Die Familie lebt nach neun Jahren heute noch in den nämlichen ärmlichen oder bescheidenen Verhältnissen, wie im Anfange und gewinnt sich das tägliche Brod mit ihrer Handarbeit[1]).

Die mehrgedachten von so vielen hundert und tausend gelehrten und ungelehrten gesehenen und beobachteten Phänomene in Bois d'Haine habe ich endlich selbst mit meinen eigenen Augen gesehen. Längst hatte ich dieses Verlangen gehegt, aber ohne die besondere Anregung des Herrn Lefèbre würde ich in den bedrängten Umständen, in denen ich mich in Belgien befand, zur Befriedigung dieses Verlangens wohl keine Schritte gethan haben. Als ich mir vom Ortspfarrer die Erlaubniß zu diesem Besuche ausgewirkt

1) Vergl. den in der Revue Catholique oft citirten ersten Artikel von Lefèbre: Louise Lateau et l'Académie de médecine.

(denn ohne Erlaubniß des Ortspfarrers wird Niemand zugelassen) machte ich mich eines Freitags (das Datum lasse ich absichtlich ungenannt), doch mit Beobachtung des strengsten Incognito, auf den Weg. Um 1 Uhr Mittags kam ich auf der Eisenbahnstation Manage an. Von da bis zu dem Hause der Luise Lateau in der Pfarrei Bois d'Haine ist es ungefähr noch 1/4 Meile, die ich zu Fuß zurücklegte. Als ich gegen 2 Uhr Mittags an dem kleinen bescheidenen mit rothen Ziegelsteinen bedeckten Häuschen anlangte, fand ich dort wohl 60—70 Personen versammelt, denen für diesen Tag der Zutritt ebenfalls war bewilligt worden. Die Hälfte derselben mochten Priester sein, wie ich mich überzeugen konnte, theils belgische, theils französische, theils deutsche. Unter den Laien befand sich auch eine Familie aus Amerika. Alle warteten auf den Augenblick, wo der Ortspfarrer kommen und sie in das Haus einlassen würde; dieses geschieht jedesmal erst dann, wenn die Extase begonnen hat, was jetzt in der Regel zwischen 2 und 2½ Uhr Nachmittags der Fall ist. Da das Zimmer, worin die jetzt fast immer schwer Leidende zu Bette liegt, sehr beschränkt ist, werden immer nur wenige Personen etwa 10—15 auf einmal zugelassen, die der genannte Pfarrer, der die Angemeldeten, denen der Zutritt bewilligt ist, in eine Liste eingetragen

hat, wenn die Reihe an sie kommt, mit ihren Namen herbeiruft. Unter den zuerst Gerufenen war auch ich. Es war 2½ Uhr Nachmittags, als ich in das Zimmer Luisen's eintrat. Ihre Extase hatte soeben begonnen. Was ich von der begnadigten Jungfrau gehört und gelesen, sah ich jetzt mit staunenden Augen persönlich. Sie lag in einem kleinen, ärmlichen, doch reinlichen Bette; die blauen, hellen und klaren Augen geöffnet und ganz unbeweglich und etwas nach oben gewendet; ihr kleiner Mund ebenfalls etwas geöffnet, so daß ihre sehr weißen Zähne hervortraten, ihr rundes Gesicht wie von einem seligen Frieden verklärt, ihre beiden Hände, nach innen und auf der Rückseite, mäßig blutend (die Blutungen auf der Stirne hatten noch nicht begonnen), ihre ganze Haltung, wie die einer in tiefes Betrachten eines fernen Gegenstandes Versunkenen. Wie ich, waren alle Zeugen dieses Schauspiels von tiefem Staunen ergriffen. Einige betrachteten dieses Schauspiel kniend auf die Erde hingesunken, Andere standen dicht um das Bett der Extatischen herum, und konnten an diesem lebendigen Bilde des gekreuzigten Heilandes sich gleichsam nicht satt sehen. Einer der Umstehenden hielt ihr ein kleines versiegeltes Fläschchen mit Wasser von Lourdes vor. Alsogleich sieht man auf dem verklärten Antlitz ein süßes Lächeln, sie streckt die blut-

triefenden Hände nach dem Gegenstande aus, ergreift ihn und hält ihn so lange fest, bis man ihr denselben wieder abnimmt. Andere machten andere ähnliche Versuche. Sie reichten ihr u. A. geweihte Gegenstände, man bemerkte dann wieder dasselbe freundliche, liebliche Lächeln, dasselbe liebevolle frohe Ergreifen und Festhalten dieser ihr dargereichten geweihten Gegenstände. Ich selbst reichte ihr Reliquien und dasselbe Schauspiel wiederholte sich. Es war mir ein ungemein lieblicher und angenehmer Anblick dieses verklärte, lächelnde, wie auf die Betrachtung eines fernen höheren Gegenstandes hingerichtete Antlitz. Aber vermischt mit diesem angenehmen Gefühle war zugleich das Gefühl einer gewissen heiligen Scheue und Ehrfurcht, wie als ob ich mich vor eine höhere geheimnißvolle Welt hingestellt gefühlt. Es waren mir für die Betrachtung dieses Bildes nur zehn Minuten gegönnt. Die Eindrücke aber, die ich während dieser zehn Minuten in mich aufgenommen habe, werden sich in meiner Seele nie wieder verwischen.

In der bei Gelegenheit dieses Besuches mit dem Ortspfarrer gepflogenen Unterredung bestätigte mir dieser aufs neue zwei andere nicht weniger staunenswerthe Phänomene. Das erste ist, daß diese Luise Lateau seit dem 30. März 1871 keinen Schlaf

mehr genießt und in einer vollkommenen Abstinenz von Speise und Trank lebt. Außer der heiligen Hostie, die sie täglich empfängt, hat sie seit dieser Zeit auch nicht einen Tropfen Wasser genommen, und während desselben Zeitraumes entbehrt sie gänzlich des Schlafes.

Durch die gewichtvollsten und unverwerflichsten Zeugnisse ist dieses staunenswerthe Phänomen erhärtet. Ich verweise, um nicht zu weitläufig zu sein, auf die Mittheilungen Lefèbre's in seinem zweiten, dem Aprilhefte der Revue catholique vom vorigen Jahre eingerückten Artikel: Louise Lateau et l'Académie de médecine. Hier findet sich u. A. auch das vom Referenten der von der Brüsseler medicinischen Akademie eingesetzten Untersuchungscommission, M. Warlomont, seinem Bericht beigefügte Dokument, worin Luise, die sonst nie zu irgend einer Person von ihrer Abstinenz ein Wort redet, vor dem Pater Seraphin, einem Passionisten in Ere, einem Mitglied der vom Bischofe in Tournai eingesetzten geistlichen Untersuchungscommission, auf dessen feierliche Befragung am 25. September 1873 eidlich erhärtet, daß sie seit dem 30. März 1871, außer in einigen wenigen Fällen, wo sie aus Gehorsam versucht habe, etwas zu genießen, weder die geringste Nahrung, noch auch nur einen Tropfen Wasser genommen habe.

Das andere staunenswerthe Phänomen ist der von Lefèbre in seinem letzten, dem Novemberhefte 1876 der Revue catholique eingerückten Artikel besprochene Rappel, der darin besteht, daß die extatische Jungfrau auf das Befehlswort ihres Bischofs oder desjenigen, dem dieser seine Gewalt über sie delegirt, aus ihrem extatischen Zustande, wenn auch jedesmal nur für Augenblicke, heraustritt. Lefèbre theilt in dem ebengedachten Artikel den stannenswerthen Fall mit, daß eines Tages (am Charfreitage den 26. März 1869) der Bischof Labis von Tournai ihm (dem Professor Lefèbre) die jurisdiktionelle Gewalt über Luise vorübergehend entzogen und sie auf Dr. Schwann, den berühmten Professor der Anatomie in Lüttich, übertragen, ohne daß Luise hiervon auch nur die geringste Kenntniß besitzen konnte, und daß diese dann auf das Befehlswort dieses letzteren, aber nicht auf das seinige, aus ihrem extatischen Zustande für Augenblicke herausgetreten sei. Es war dieses das einzigemal, fügt er hinzu, daß sie seinem Appell nicht gehorcht.

Mit welchen Gefühlen ich die begnadigte Jungfrau und ihre arme Hütte verließ, kann ich nicht beschreiben; Staunen, Bewunderung, Ehrfurcht, Dank gegen Gott: ich weiß nicht, welches dieser Gefühle das am meisten in mir vorherrschende war.

Professor Virchow in Berlin hat bekanntlich in

einer öffentlichen Versammlung in Breslau vor ein paar Jahren mit Bezug auf die Vorgänge in Bois d'Haine das kühne Wort gesagt: „Von zwei Dingen Eins: entweder ist das Ganze ein bloßer Schwindel oder es ist ein Wunder.“ Daß die Phänomene kein Schwindel, sondern auf voller Wahrheit beruhen, steht unerschütterlich fest und ist von der medicinischen Akademie von Brüssel selbst anerkannt worden.

Eine natürliche Erklärung dieser Phänomene hat die Wissenschaft bis jetzt noch nicht geliefert; sie steht vielmehr vor ihnen, wie vor einem unerklärlichen Räthsel. Gleichwohl hat die Kirche diese Erscheinungen bis jetzt noch nicht für ein Wunder erklärt. Sie schweigt noch und ist mithin, wie Lefèbre richtig bemerkt, in ihrer Prüfung des übernatürlichen Ursprunges von Erscheinungen strenger, als der Rationalismus selbst. Wie ich persönlich über die Sache denke, ist im vorstehenden Berichte zum öftern angedeutet.

Ich schließe diesen Bericht mit derselben Versicherung, womit ich ihn begann, daß ich unter den mir während meines Exils zu Theil gewordenen Gnaden diejenige für die nicht geringste halte, daß ich diese begnadigte Jungfrau mit ihren blutenden Wundmalen und in ihrem extatischen Zustande mit meinen eigenen Augen sah.

Drittes Jahr.

Es war im Anfange des Monats April des Jahres 1876, als ich aus Lüttich verwiesen wurde. Die Reise nach dem gewählten neuen Aufenthaltsorte machte ich im strengsten Incognito. Da ich aber nicht allzusehr eilte, vielmehr an einigen Orten, wo ich Freunde und alte Bekannte hatte, mich etwas länger aufhielt, kam ich erst am 12. Juni an meinem neuen Zufluchtsorte an. Ich dankte Gott, daß ich nach so langem unstäten Herumirren endlich einmal wieder einen festen Ruhepunkt gefunden. Zu einem Ort der Ruhe ward mir dieser neue Aufenthaltsort nämlich in einem zweifachen Sinne: erstlich weil ich polizeilichen Maßregelungen hier unzugänglich blieb und dabei das beruhigende Gefühl hatte, von ihnen hier überhaupt nicht erreicht werden zu können, dann aber noch, weil ich diesen Ort der Sicherheit seit dem genannten Datum bis zum Monat April des darauf folgenden, also des gegenwärtigen Jahres, überhaupt für keinen Tag

mehr verließ. Die mir von den Sorgen für meine theuere Diöcese übrig bleibende Zeit widmete ich dem Studium der heiligen Schrift und kleineren literarischen Arbeiten. Meine Gesundheit befestigte sich wieder, was ich hauptsächlich wohl meinen regelmäßigen Bewegungen in freier Luft und dem Gebrauche kalter Bäder verdankte. In so weit es mir im Exil und in der Trennung von meiner theuren Heerde möglich war, bewahrte ich mir die Heiterkeit des Gemüthes. Uebrigens lebte ich in tiefer Zurückgezogenheit und wurde nur dann und wann durch einen angenehmen Besuch überrascht. So gingen mir der Sommer, der Herbst und der Winter dieses Jahres eilig dahin.

Meine Abreise nach Rom und mein Aufenthalt in Paris.

Gegen Ende des Winters tauchte der Gedanke in mir auf, an der Feier des fünfzigjährigen Bischofsjubiläums des Heiligen Vaters mich persönlich zu betheiligen. Die Reise nach Rom hatte für mich, den steckbrieflich Verfolgten, zwar ihre Bedenken. Mußte ich nicht von der neuitalienischen Regierung sogar Auslieferung befürchten?

Aber mein Herz zog mich mit einer solchen Ge-

walt, daß ich dem Zuge nicht widerstehen konnte und in Begleitung meines Geheimsekretärs, des Geistlichen Rathes Dr. Stamm, trat ich daher am neunten April, am Tage nach dem weißen Sonntage, in Gottes Namen die Reise an. Es war dieses in meinem Leben die fünfte Romreise.

Die erste Reise zur Hauptstadt der Christenheit hatte ich im Jahre 1859 unternommen, zur Besuchung der Gräber der Apostel Petrus und Paulus und um dem Heiligen Vater über die Verwaltung meiner Diöcese Rechenschaft abzulegen. Die zweite, drei Jahre später, zur Theilnahme an der Canonisationsfeier der japanesischen Martyrer; die dritte auf den besonderen Ruf des Heiligen Vaters zur achtzehnhundertjährigen Gedächtnißfeier des Martyriums der Apostel Petrus und Paulus im Jahre 1867; die vierte zur Theilnahme am Vatikanischen Concil im Jahre 1869.

Wie ganz andere aber waren die Umstände, unter denen ich diese vier ersten Reisen antrat!

Früher war ich immer von meinem bischöflichen Sitze aus nach Rom abgereist, diesmal reiste ich aus meiner Verbannung dahin ab; früher hatte ich nicht Ursache, meine Reise nach Rom ins Geheimniß zu hüllen; meine lieben Diöcesanen, die um meine Reise wußten, begleiteten mich mit ihren frommen Wün-

schen und Gebeten; diesmal mußte ich meiner persönlichen Sicherheit wegen sowohl meine Abreise verheimlichen, als auch meine ganze Reise im strengen Incognito machen.

Ich wählte die Reise durch Frankreich und ging zunächst nach Paris. Vom Mutterhause der Missionspriester daselbst hatte ich eine Einladung erhalten zur Theilnahme an der Feier der Uebertragung der Reliquien des heiligen Vincenz von Paula, welche dort am 15. April, dem zweiten Sonntage nach Ostern, feierlich begangen wurde. Dieser Einladung entsprechend, nahm ich in diesem großen, schönen und geräumigen Hause, wo die Novizen der Genossenschaft der Missionspriester ihr Noviziat und ihre Studien machen, mein Absteigequartier. Ich traf dort auch mehrere mir von früher her bekannte liebe deutsche Landsleute, die durch den Culturkampf aus ihrem Vaterlande ebenfalls vertrieben worden, unter denen sich auch einige aus meiner Diöcese befanden. Dasselbe Haus ist auch der Sitz des Generals der Gesellschaft. Der gegenwärtige General, M. E. Boré, der in den sechziger Jahren steht, ist gewiß eine der würdigsten und edelsten Gestalten, die man sehen kann und er erscheint zur Regierung einer solchen Gesellschaft wie geboren. Er nahm mich mit der größten Liebe und Freundlichkeit auf

und bemühte sich in jeder Weise, mir die Tage des Aufenthalts in seinem Hause möglichst angenehm zu machen. Leider hatte ich mir auf meiner Reise eine Erkältung zugezogen, die mich nöthigte, mehrere Tage Zimmer und Bett zu hüten.

Auch an der kirchlichen Feier des einfallenden Festes des heiligen Vincenz konnte ich mich nicht betheiligen. Als ich wieder ausgehen konnte, machte ich einige nothwendige Besuche, namentlich beim Apostolischen Nuntius Meglia, dem früheren Nuntius in München, mit dem ich persönlich bekannt war, sowie beim Erzbischof und Cardinal Guibert. Mit dem letzteren war ich vom Vatikanischen Concil her befreundet. Er war damals Oberhirt von Tours und war gleich mir in die deputatio pro postulatis (die Deputation zur Prüfung der Anträge der Concilsmitglieder) vom Heiligen Vater ernannt worden. Alle kirchentreuen Katholiken von Paris sind für ihn begeistert und lieben und verehren ihn als einen Vater. Die paar schönen Abende, die ich bei ihm zugebracht, gehören zu den angenehmsten Erinnerungen meiner Reise.

Ferner besuchte ich die Kirche von Notre Dame, wo ich unter Anderem die von den Kugeln zerfetzten Soutane der drei gemordeten Erzbischöfe d'Affre, Sibour und Darboy sah. Welch' ein herzzereißender

Anblick! Und welche Gefühle erweckte insbesondere die zerfetzte und blutbefleckte Soutane des letzteren, den ich als Mitglied des Vatikanischen Concils persönlich gekannt und den ich auf dem Concil einigemal hatte reden hören.

Ich begab mich von da in die Kirche des Collegiums der Jesuiten auf der rue de Sèvres, zum Besuche des Grabes der hier beigesetzten Väter der Gesellschaft Jesu, die in derselben Katastrophe als Opfer des religiösen Hasses gefallen. Fast zu jeder Stunde des Tages sieht man hier am Grabe dieser Martyrer fromme Beter. Der Bericht von mehreren Wundern, die am Grabe dieser Martyrer im Laufe der letzteren Jahre sich ereignet haben sollen, kommt von zu glaubwürdigen Zeugen, als daß man ihn von der Hand weisen könnte, obgleich die Kirche hierüber ihr letztes Wort noch nicht gesprochen hat.

Von anderen Kirchen oder kirchlichen Anstalten, die ich bei dieser meiner Anwesenheit in Paris besucht oder deren Besuch ich erneuert (denn es war dieses das fünftemal, daß ich Paris sah), nenne ich hier noch folgende:

1. Die Kirche der deutschen Mission auf rue de Lafayette, welche von den Vätern der Gesellschaft Jesu bedient wird, und womit zugleich eine von deutschen Schulbrüdern und deutschen Borromäerinnen

geleitete große deutsche Knaben- und Mädchenschule verbunden ist. Früher wirkten an dieser Kirche nach einander die mir sehr bekannten Väter Modeste und Haßlacher. Der Name des ersteren, der gegenwärtige Rector einer Kirche der Deutschen in Reims, ist gewiß vielen Lesern von seinem Auftreten auf der allgemeinen Katholiken-Versammlung in Aachen her (wenn ich nicht irre, im Herbste 1862) bekannt. In einem sehr ergreifenden Vortrage hatte er hier den Nothstand der armen Deutschen in Paris geschildert, und die Gründung eines deutschen Unterstützungs-Vereins für die Kirche und die Schulen der deutschen Mission in Paris angeregt. Als ich im Jahre 1862 auf meiner Durchreise durch Paris dieselbe Kirche besuchte, traf ich ihn dort als den Rector dieser Kirche. Aber gewiß ist den meisten Lesern noch mehr der Pater Haßlacher bekannt. Hat er doch als Missionsprediger und durch die Conferenzen, die er in den meisten größeren katholischen Städten Deutschlands eine Reihe von Jahren hindurch gehalten hat, um die Wiederbelebung des religiösen Sinnes in unserem deutschen Vaterlande die ruhmreichsten Verdienste sich erworben. Mir selbst war er von Bonn her, wo er, wenn ich nicht irre, im Jahre 1851 mit Pater Roh und Pater Joseph Klinkowström die erste Mission abhielt, innig befreundet. Zum letztenmale

sah ich ihn in Paris auf meiner Durchreise nach Rom im Jahre 1867. Diesmal konnte ich nur das Zimmer besuchen, wo er sein verdienstvolles Leben geendet.

Nach den Mittheilungen des Rectors des Jesuiten-Collegs in rue de Sèvres, wo er im vergangenen Jahre verschied, hat er in seiner langen Krankheit fast Unerträgliches gelitten, ist aber für die heilige Geduld, womit er gelitten, auch mit einem um so schöneren und erbaulicheren Tode belohnt worden.

Die deutsche Mission, an der jetzt unter Anderen der frühere Domprediger in Paderborn, Pater Dosenbach, wirkt, verbreitet in Paris einen unermeßlichen Segen. Als ich bei meiner letzten Anwesenheit in Paris in der Kirche dieser deutschen Mission einer Abendandacht beiwohnte, fand ich die ganze große, geräumige Kirche gedrängt voller Andächtigen. Und welch' ein schöner, erbauender deutscher Volksgesang?

Die Zahl der Deutschen, die sich zu dieser deutschen Missionskirche halten, schätzt man an die 60,000; gleichwohl war vor dem deutsch-französischen Kriege die Zahl der deutschen Arbeiter in Paris noch bedeutender. Es existirt in Paris in einem entgegengesetzten Stadttheile für die Deutschen noch eine andere Kirche, die von deutschen Missionspriestern bedient

wird, die ich jedoch wegen Mangel an Zeit nicht besuchen konnte.

2. Die Anstalt „der fremden Missionen," wo die Missionäre für die fernen Heidenländer ausgebildet und woraus sie in diese zur Verkündigung des Evangeliums ausgesandt werden. Ich sah hier die in einem Saale dieser Anstalt aufbewahrten und hübsch zusammengestellten verschiedenen Marterwerkzeuge, wodurch Viele der von hier entsandten Missionäre in den fernen heidnischen Ländern zu Tode gepeinigt worden, ein Anblick, der mich bis in die Seele bewegte. Ich betrachtete unter Anderem auch eine hierhin transportirte und hier aufbewahrte Maschine, welche erfunden worden, um die armen Missionäre durch Schlaflosigkeit zu tödten. Man sagte mir, daß diese Todesart zu den grausamsten gerechnet werde.

3. Das sogenannte National-Werk (Oeuvre du voeu national), nämlich die neue Herz-Jesu-Kirche, beziehungsweise die Grundlagen derselben auf dem Montmatre, an deren Aufbau die ganze französische Nation sich betheiligt zur Sühne der vielen abscheulichen Gottlosigkeiten, die seit der ersten Revolution von dieser Nation verübt worden. Gewiß ist der Gedanke, der dieses Werk ins Leben gerufen, ein ungemein schöner. Wenn die Regeneration des un-

glücklichen Landes überhaupt gelingen soll, so kann sie es nur auf der Grundlage der Religion. Der Abfall von der christlichen Religion hat das Land in diesen furchtbaren Abgrund gestürzt, nur durch die Rückkehr zur Religion kann es sich wieder erheben. Ohne diese Bedingung sind alle anderen Rettungsversuche eitel.

4. Mit einem ganz besonderen Interesse sah ich ferner die Kirche „Unserer Lieben Frau vom Siege“ (l'eglise N-D. des Victoires) wegen des wunderbaren Aufschwunges der Andacht zum heiligsten Herzen Mariä, der sich in neuerer Zeit hauptsächlich an diese Kirche knüpft. An dieser Kirche, dem Gotteshause einer der größten Pfarrgemeinden von Paris nämlich, wirkte seit 1832, berufen vom damaligen Erzbischof de Quélen, der später so berühmt gewordene Dufriche-Desgenettes. Er sah lange Zeit keine Früchte seines Wirkens. Seine so ziemlich im Mittelpunkte von Paris gelegene Pfarrei war von den in damaliger Zeit religiösen Unglaubens vielen schlechten in Paris eine der schlechtesten. Die Kirche selbst stand an den höchsten Festtagen fast ganz leer. Die heiligen Sakramente wurden mit ganz seltener Ausnahme auch auf dem Todesbette abgelehnt. Der Glaube war gänzlich erloschen. Der eifrige Seelsorger war über den Zustand seiner Gemeinde unaussprechlich

traurig und bekümmert, jedoch nicht muthlos. Er konnte in seiner Kirche nicht zu den Menschen reden, denn Zuhörer fanden sich bei seinen Predigten nicht ein; er redete daher hier zu Gott, er bat Gott Monate lang inständig, oft stundenlang zu den Füßen des heiligsten Sakramentes, daß er doch die Herzen der ihm Anvertrauten rühren möchte.

Da, als er einstens, es war der 3. December des Jahres 1836, am Altare der heiligen Jungfrau die heilige Messe feierte, glaubte er in seinem Innern eine Stimme zu vernehmen, die ihm zurief: daß er seine Pfarrei dem heiligsten und unbefleckten Herzen Mariä widmen solle. Nach dem Schlusse der heiligen Messe ergreift ihn derselbe Gedanke mit noch größerer Gewalt. Er will sich desselben erwehren, aber er kann sich seiner nicht erwehren und so gibt er gleichsam gezwungen dazu seine Zustimmung. „Ich muß es bekennen," schreibt er später selbst von sich, „und ich muß Gott und die heilige Jungfrau demüthig um Verzeihung bitten, daß ich damals von der Andacht zum heiligsten Herzen Mariä noch kein Verständniß hatte; obgleich ich von frühester Kindheit an gewöhnt war, in Maria die zärtlichste der Mütter zu lieben und zu verehren."

„Ich hörte," fährt er fort, „über die Andacht zu dem heiligsten Herzen Mariä einmal eine recht über=

zeugende Predigt des Pater de Maccarthy, aber auch sie konnte mich in meiner Abneigung gegen diese Andacht nicht umstimmen. Ich fand in dieser Andacht nichts als eine leere Schwärmerei, die weder den Geist beschäftigen, noch das Herz befriedigen könnte. Dann kehrte ich, fährt er fort, in meine Wohnung zurück, und immer noch mit der Absicht, mich von dieser Quälerei zu befreien, fing ich an für eine Bruderschaft des heiligen Herzens Mariä Statuten zu entwerfen. Kaum aber hatte ich die Feder ergriffen, als die Sache vor meinem Blicke sich aufklärte. Die Statuten waren schnell abgefaßt. Und sofort ging es nun an die Ausführung." Dieses also war der erste Anfang der in der Kirche unserer lieben Frau vom Siege zur Bekehrung der Sünder gegründeten Bruderschaft zum heiligsten Herzen Mariä, welche durch viele wunderbare Bekehrungen, namentlich durch eine vollständige Umwandlung der einst so tief gesunkenen Pfarrei bald zu einem so großen Rufe gelangte und, von dieser Kirche nicht allein über Paris und über ganz Frankreich, sondern über den ganzen katholischen Erdkreis rasch verbreitet, jetzt ihre Mitglieder nach vielen Millionen zählt.

Nachdem der Pfarrer vom Erzbischof de Quélen zur Einführung der Bruderschaft die oberhirtliche Erlaubniß erhalten, verkündigte er am Sonntage, den

11. December, bei der Predigt während des Hochamtes, er werde Abends gegen sieben Uhr in derselben Kirche eine Andacht halten, um durch Vermittlung des Herzens Mariä von der göttlichen Erbarmung die Bekehrung der Sünder zu erflehen, und lud die Anwesenden dringend dazu ein. Leider waren aber der Andächtigen, welche bei diesem Morgen-Gottesdienste zugegen waren, so wenige, daß er nur eine geringe Betheiligung an der angekündigten Abendandacht erwarten konnte. „Ich erwartete," schreibt er selbst, „höchstens fünfzig bis sechzig." „Aber siehe da," fährt er fort, „um sieben Uhr fand ich eine Zahl von vier bis fünfhundert vereinigt und unter ihnen viele Männer." Viele der Anwesenden wußten gar nicht, worum es sich bei dieser Andacht handelte, sie waren, als sie, Abends ihres Weges durch die Straßen wandelnd, die Kirche geöffnet sahen, gleichsam instinktmäßig in dieselbe eingetreten."

Während der Predigt, die sich über den Zweck der Andacht näher verbreitete, bemächtigte sich aller Anwesenden eine tiefe Bewegung. Mit Andacht und Rührung sang man vor dem ausgesetzten hochwürdigsten Gute die lauretanische Litanei und als das refugium peccatorum, ora pro nobis (du Zuflucht der der Sünder, bitte für uns) an die Reihe kam, war es, als ob die ganze Versammlung von einem elektri-

schen Funken ergriffen ward, so daß sie unaufgefordert, wie von einem geheimen Instinkt getrieben, diese Worte dreimal wiederholte.

Am Fuße des Altars betete dann der Pfarrer, seine Augen zum Bilde Mariens hingewendet, in heißem Flehen: „O meine gütige Mutter Maria, du vernimmst dieses unser vertrauensvolles Flehen, du wirst sie erretten diese armen Sünder, die dich voll Vertrauen ihre Zuflucht nennen. O Maria, nimm diese fromme Bruderschaft als die deinige an und schenke mir zum Zeichen Dessen die Bekehrung des kranken Herrn von N., den ich in deinem Namen Morgen besuchen werde.“ Und siehe da, am folgenden Tage läßt er sich bei eben diesem Herrn anmelden. Derselbe, ein achtzigjähriger erblindeter Greis, und ein ehemaliger Minister Ludwig's XVI., der sich seit seiner Jugend von der Kirche und ihren Heilsmitteln fern gehalten, hatte ihn, den Pfarrer, so oft er während seiner Krankheit es versucht hatte, zu ihm zu kommen, regelmäßig abgewiesen. Diesmal aber ließ er den Pfarrer zu sich und nach einer kurzen Unterredung bat er diesen um seinen Segen, indem er zu ihm sprach: „Wie viel Gutes haben Sie mir, Herr Pfarrer, durch Ihren Besuch erwiesen. Ich kann Sie zwar nicht sehen, aber ich empfinde Ihre Gegenwart; denn seit Sie bei mir sind, verkoste ich in

meinem Innern einen Frieden, eine Ruhe und eine Freude, wie ich sie in meinem Leben noch niemals gekannt habe.“ Es dauerte nicht lange, so nahm man an diesem früher so irreligiösen Manne eine völlige Umänderung wahr und er begann unter einem Strom von Thränen seine Beichte.

Ich habe bei meiner letzten Anwesenheit in Paris die Ueberzeugung gewonnen, daß das religiöse Leben in dieser Stadt, seit ich sie im Jahre 1867 zuletzt gesehen, einen mächtigen Aufschwung gewonnen hat. Namentlich hat der Kirchenbesuch und der Empfang der heiligen Sakramente erfreulich zugenommen. Fast in allen Kirchen, die ich diesmal besuchte, fand ich zu jeder Stunde des Tages eine geringere oder größere Zahl andächtiger Beter. Und was den Empfang der heiligen Sakramente betrifft, habe ich in der Kirche des Mutterhauses der Missionspriester, so oft ich hier die heilige Messe celebrirte, wohl an die hundert Communionen ausgetheilt, nicht allein an Frauen, sondern auch an Männer. Die Liste der zu Paris in die Bruderschaft zum heiligsten Herzen Mariä eingeschriebenen Mitglieder weist gegenwärtig über 900,000 Namen auf.

Der guten Werke, Anstalten und Vereine existiren überhaupt in Paris unzählige. Sehr viele derselben sind der Ausübung der Werke der christlichen Barm-

herzigkeit, der leiblichen, wie der geistlichen gewidmet. So die Conferenzen des heiligen Vincenz von Paul, die bekanntlich in Paris entsprungen sind und sich von da über den ganzen katholischen Erdkreis verbreitet haben. Es existiren deren gegenwärtig in der Stadt nicht weniger, als 65. Ferner eine große Zahl von unentgeldlichen Unterrichts-, Erziehungs-, Besserungs- und Pflegeanstalten für Knaben und Mädchen, für Jünglinge und Jungfrauen, für Waisen, für Verlassene und Verkommene aller Art. Deßgleichen das Werk der Cercles catholiques (der katholischen Cirkel), zur Sittigung und religiösen Hebung der Handwerker; das Werk der ersten Communion, zur Vorbereitung der verlassenen oder herum vagirenden Kinder zur ersten heiligen Communion; das patronage des apprentis et jeunes ouvriers zur Rettung der jungen Leute aus dem Handwerkstande; desgleichen das entsprechende Werk für junge Handwerkerinnen, patronage des jeunes ouvrières. Kurz, es gibt kein Bedürfniß, keine Noth oder Elend, für dessen Abhülfe die christliche Liebe und Barmherzigkeit in Paris nicht Vorsorge getroffen. Die meisten dieser Werke oder Anstalten werden von den Schwestern des heiligen Vincenz von Paul geleitet.

Ebenso zahlreich sind die Werke, Anstalten oder Associationen, die der Beförderung unmittelbarer re-

ligiöser oder kirchlicher Zwecke gewidmet sind: das Werk der Glaubensverbreitung, das Werk des heiligen Augustin und der heiligen Monika zu Gunsten der Missionen Algeriens, das Werk des heiligen Franz von Sales, zur Beförderung aller religiösen Zwecke, das auch in Deutschland und in andern Ländern verbreitete Werk der heiligen Kindheit, das Werk der christlichen Lehre zum christlichen Unterrichte derjenigen jungen Leute, welche die Werkstätten besuchen, ohne noch ihren Katechismus gehörig gelernt zu haben, das Werk des Peterspfennig, das Werk der katholischen Universität; die Bruderschaft der ewigen Anbetung des heiligen Sakramentes; die Bruderschaft des guten Todes; die Association der christlichen Mütter; der Liebes-Verein des heiligen Franz Regis (gegen die wilden oder sogenannten bloßen Civilehen); das Werk der Ruhe des Sonntags zur Beförderung der Sonntagsheiligung und wie die Werke oder Vereine immer heißen mögen.

Der Segen, den diese Werke und Vereine stiften, ist wahrhaft unermeßlich. Ueberhaupt bewähren die glaubenstreuen französischen Katholiken einen Opfergeist, wie er uns sonst kaum irgend anderswo begegnet. Die großen Geldsummen, welche für die katholischen Universitäten, für die Herz-Jesu-Kirche auf

dem Montmartre, wie für die Unterstützung des Heiligen Vaters in Frankreich jährlich aufgebracht werden, setzen geradezu in Erstaunen.

Gleichwohl bin ich weit von dem Gedanken entfernt, daß die religiöse Wiedergeburt in Frankreich schon zum wirklichen Durchbruche gekommen sei. Es fehlt noch viel, daß die Religion die Massen durchdrungen hat. Es haben sich, wie oben bemerkt, verschiedene christliche Vereine gebildet, um die Arbeiter-Bevölkerung der Kirche wieder näher zu bringen, insbesondere hat sich fast über ganz Frankreich der Verein zur Beförderung der Heiligung des Sonntags verbreitet; aber überall steckt das Werk der religiösen Regeneration noch in den ersten Anfängen.

Am traurigsten ist es in Bezug auf das kirchlich-religiöse Leben in den Orten und Diöcesen ringsum Paris bestellt, in den Dörfern nicht weniger, wie in den Städten. Ueber die Vernachlässigung des Gottesdienstes, des Kirchenbesuches und des Empfanges der heiligen Sakramente in diesen nächsten Orten und Diöcesen um Paris wurden mir von durchaus glaubwürdigen Personen haarsträubende Schilderungen gemacht. Aehnliche Schilderungen vernahm ich aus dem Munde des ehemaligen General-Vikars von Straßburg, nunmehrigen Domherrn von St. Denis, Hr. Rapp, über die tiefe religiöse Versunkenheit in

St. Denis. Ich besuchte in seiner Begleitung die Kathedrale von St. Denis, die berühmte Begräbnißstätte der Könige Frankreichs und erging mich bei Betrachtung dieses Prachtbaues und seiner inneren Dekoration in Ausdrücken der Bewunderung und des Staunens. Aber eben hatten wir die herrliche Kathedrale verlassen, da ließ er mich auch die Kehrseite sehen, keine Sonntagsheiligung, kein Kirchenbesuch, auch nicht an den höchsten Festtagen, kein Empfang der heiligen Sakramente, selbst nicht von Frauen. Nur Kinder von zwölf Jahren beichten vor ihrer ersten heiligen Communion, außer dieser ersten heiligen Communion wird von Einigen die heilige Communion nur noch bei Eingehung der Ehe und auf dem Sterbebette empfangen; kurz ein Erloschensein alles kirchlichen Lebens. Nicht minder groß, als über den äußeren Prachtbau der erhabenen Kathedrale war mein Staunen über diese Verödung des inneren Tempels. Was ich auch früher über den Verfall des religiösen Lebens, besonders in den nächsten Umgebungen von Paris, gehört oder gelesen hatte: alle meine Vorstellungen waren hinter dieser Wirklichkeit noch weit zurückgeblieben.

Gleichwohl halten die besonnensten Männer, mit denen ich über diese traurigen religiösen Zustände Unterredungen hatte, die Hoffnung auf eine bessere

religiöse Zukunft fest. Was sie zu dieser Hoffnung ermuthigt, ist vor Allem der vortreffliche französische Clerus, der an Hingebung und an Opferfreudigkeit gewiß keinem anderen Clerus in der Welt nachsteht. Der Gallikanismus, der früher den französischen Clerus spaltete, und seine Thatkraft vielfach lähmte, ist durch das Vatikanische Concil auf's Haupt geschlagen und die Heilung von diesem Uebel ist eine gründliche. Die Lehrentscheidungen des Vatikanischen Concils sind überall in Frankreich und besonders vom Clerus theils mit Freudigkeit und Begeisterung, theils mit einer ebenso ruhmwürdigen Selbstverläugnung treu und gewissenhaft aufgenommen worden. Was außer dem Gallikanismus früher in Frankreich die größten Verheerungen angerichtet hatte, ist der Jansenismus, der mit jenem vielfach Hand in Hand ging. Theoretisch besiegt, hatte er noch lange Zeit sehr nachtheilig praktisch in der rigoristischen Strenge nachgewirkt, womit er die Büßer von den heiligen Sakramenten zurückstieß. Es hat Jemand behauptet, dieser jansenistische Rigorismus habe der Religion in Frankreich mehr Schaden zugefügt, als selbst die ungläubige Philosophie Voltaire's, und in einem gewissen Sinne ist diese Behauptung keineswegs übertrieben. Der Jansenismus hat die Quellen der Gnaden verstopft und die armen hungrigen Seelen zur

Verzweiflung getrieben. Aber jetzt sind diese traurigen Nachwirkungen des Jansenismus in Frankreich gänzlich erloschen.

Was endlich dieser Hoffnung auf eine bessere religiöse Zukunft Frankreichs noch zur besonderen Stütze gereicht, sind die vielen herrlichen katholischen Bildungs- und Erziehungs-Anstalten, namentlich die zahlreichen und überall so stark besuchten Collegien der Jesuiten, und die neu errichteten katholischen Universitäten.

Von den meist von ungläubigen Lehrern geleiteten niederen und höheren Staatsschulen ist hauptsächlich das Unheil ausgegangen, von den katholischen niederen und höheren Schulen wird hauptsächlich auch das Heil ausgehen.

Mein Aufenthalt in Le Mans und in Solesmes.

Am 21. April (es war gerade der Sterbetag meiner guten seligen Mutter) reiste ich von Paris nach Le Mans ab. Gegen 11 Uhr Morgens traf ich in Chartres ein, wo ich zur Besichtigung der herrlichen Kathedrale ein paar Stunden verweilte. Ich suchte gleich nach meiner Ankunft hier den Bischof auf; und wie erstaunt war ich, als ich mich ihm gegenübergestellt sah, indem wir auf dem Vatikanischen

Concil etwas scharf an einander gerathen waren. Aber er nahm mich auf das liebevollste auf. Die Erinnerungen an die Vorgänge auf dem Concil mischten sich zwar mitunter in unsere Unterredung ein, aber ohne die geringste Spur eines bitteren Nachgeschmacks. „Fürchten Sie mich nicht," sprach er zu mir mit freundlichem Lächeln, „ich bin aus einem Saulus ein vollständiger Paulus geworden; und erzeigen Sie mir die Liebe, auf einige Tage mein Gast zu sein." Ich konnte der liebevollen Einladung leider nicht entsprechen, und nachdem ich mir in seiner Begleitung die prachtvolle Kathedrale und die in ihrer Art einzige Krypta derselben besehen und bewundert, setzte ich nach einigen Stunden Aufenthalts meine Reise nach Le Mans fort. Gegen 6 Uhr Abends kam ich hier an. Leider traf ich den Oberhirten, zu dessen Wohnung ich mich sogleich nach meiner Ankunft hinbegab, nicht zu Hause an. Er befand sich auf einer Firmungsreise, die er eben ein paar Tage vorher angetreten hatte. Fast an allen andern bischöflichen Sitzen Frankreichs, die ich auf meiner Reise berührte, machte ich die gleiche Erfahrung, daß ich die Bischöfe nicht zu Hause traf, indem die Bischöfe Frankreichs gerade in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten ihre Firmungs- und Visitationsreisen machen. Zwar ist mir der gegenwärtige Bischof von Le Mans,

Hector-Albert d'Outremont, von Person nicht bekannt. Seine beiden unmittelbaren Vorgänger hatte ich in Rom kennen gelernt, den vorletzten bei meiner ersten Anwesenheit in der Hauptstadt der Christenheit im Jahre 1859; den letzten während des Vatikanischen Concils, wo ich kurz vor dessen Suspendirung noch seinen bischöflichen Consecrations-Tag mit ihm gefeiert. Bald nach seiner Rückkehr vom Concil war er noch im kräftigen Mannesalter seiner Diöcese durch einen schnellen, unerwarteten Tod entrissen worden.

Aber wie mit diesen seinen beiden unmittelbaren Vorgängern hatte ich auch mit dem gegenwärtigen Oberhirten von Le Mans eine regelmäßige Correspondenz unterhalten, namentlich hatten wir uns, wie dieß zwischen den Bischöfen von Paderborn und Le Mans schon seit lange üblich, unsere Hirtenbriefe und unsere sonstigen bischöflichen Erlasse regelmäßig einander mitgetheilt. Wie schmerzlich bedauerte ich daher seine Abwesenheit!

Dafür war aber die Aufnahme von Seiten des Hochwürdigen Domkapitels in Le Mans eine desto innigere und liebevollere; ja sie war, ich kann es in Wahrheit sagen, eine enthusiastische. Am Tage nach meiner Ankunft, es war gerade Sonntag, wurde ich von demselben am Portale des Domes feierlich empfangen und der Propst hielt an mich eine begeisterte

Ansprache, in der er unter Anderem die enge Verbindung der Kirchen von Le Mans und Paderborn feierte. Ich wohnte dann dem feierlichen Gottesdienste bei und verrichtete hier an der ehemaligen Wirkensstätte des großen Schutzpatrones meiner Diöcese meine Andacht. O, von welchen Gefühlen da meine Seele bewegt war! „Ich kann dich, o großer heiliger Liborius, nicht mehr, wie sonst an deinem Grabe verehren. Ich bin daher hierher gepilgert, um dir hier an dieser ehrwürdigen Stätte deines Wirkens die Huldigung meines Herzens darzubringen. Nimm doch den Tribut dieser meiner Verehrung wohlgefällig auf. Aufs neue stelle ich unter deinen mächtigen Schutz meine theure verlassene Heerde. Siehe an ihre gegenwärtige Noth und Verlassenheit, siehe an die tausend Gefahren, worin sie schwebt. Wehre ab von ihr alle Angriffe und schütze vom Himmel her meine und deine durch das kostbare Blut Jesu Christi erkaufte Heerde. Erflehe Allen die Gnade eines starken, unerschütterlichen, lebendigen Glaubens. Erflehe ihnen die Gnade der Treue bis zu ihrem Tode. Nimm unter deine besondere Obhut die ihrer Seelsorger und Priester beraubten Gemeinden. Stärke die Schwachen, tröste die Betrübten, halte aufrecht die Wankenden, heile im Namen Jesu Christi die Siechen, erflehe den Sterbenden ein glückseliges Ende!

O großer, heiliger Liborius, führe mich, wenn es Gottes Wille ist, zu meiner verlassenen Heerde zurück und erwirb mir die Gnade, daß ich in Nachahmung deiner Tugenden ihr bis zum Tode ein treuer Hirte sei!"

So habe ich an heiliger Stätte für mich und meine theure Heerde aus bewegtem Herzen zum großen heiligen Liborius gebetet. Nach beendigtem Gottesdienste besah ich in Begleitung des Hochwürdigen Domkapitels die Kathedrale und in der Krypta die Grabstätten der Bischöfe von Le Mans, insbesondere der beiden letzten von mir persönlich gekannten, sowie verschiedene kirchliche Anstalten und Klöster, womit die etwa vierzigtausend Einwohner zählende Stadt ziemlich reichlich versehen ist.

Wie man mir versichert, macht die Diöcese Le Mans ihrem gefeierten ehemaligen heiligen Bischofe Liborius noch im Ganzen Ehre, indem man sie zu den besseren Diöcesen Frankreichs zählt, während über die Fortschritte des irreligiösen Liberalismus in der Stadt selbst sehr geklagt wurde. Dem entsprechend fand ich auch die Kirchen am Sonntage ziemlich schwach besucht, besonders die Kathedrale, worin während des Hauptgottesdienstes nur ein kleines Häuflein, meistens dem Frauengeschlechte angehörend, anwesend war. Etwas besser besucht waren die Klosterkirchen;

die Kirche des Jesuiten-Collegiums, das gegenwärtig an 600 Zöglinge zählt, war von Andächtigen beinahe ganz angefüllt. Es wurde in ihr an demselben Sonntage das Fest des heiligen Joseph gefeiert. Der von den Zöglingen während des Gottesdienstes ausgeführte Gesang war vortrefflich. Uebrigens machte ich hier dieselbe Erfahrung, wie sie auch sonst in Frankreich, wie in Belgien fast überall wiederkehrt, — daß auch die liberalen Väter, die gegen die Jesuiten am meisten lärmen, doch ihnen ihre Söhne zur Erziehung anvertrauen. Es ist zu hoffen, daß die gute religiöse Erziehung der meisten Söhne aus den mittleren und höheren Ständen für die Zukunft des Landes segensreiche Früchte trage.

Ich redete so eben von der in der Stadt hochgehenden Strömung des irreligiösen Liberalismus. Doch hat sich auch hier in der Stadt der heilige Liborius noch eine gute Zahl treuer Verehrer bewahrt. Es ist in Le Mans, wie in den meisten anderen Städten Frankreichs. Die äußersten religiösen Gegensätze stehen hier einander schroff gegenüber; die leidenschaftlichsten Feinde und die eifrigsten Anhänger und Vertheidiger der Religion, so daß man schon mehr als einmal gesagt hat: „Es scheine, als ob für Frankreich, besonders für die größeren Städte

Frankreichs, kein Fegefeuer, sondern nur Himmel und Hölle existire."

Wie in der städtischen Bevölkerung von Le Mans sich insbesondere das Andenken ihres großen Bischofs, des heiligen Liborius, noch bis auf den heutigen Tag wirksam und lebendig erhalten hat, führe ich hier nur noch folgendes Beispiel an.

Als ich mich schon in Rom befand, trat eines Morgens auf einmal ein vornehmer Laie aus Le Mans bei mir ein. Er konnte, als er meiner ansichtig wurde, seine tiefe Bewegung nicht verbergen; er warf sich auf die Erde nieder und brach in einen Strom von Thränen aus. Nachdem er sich von seiner Bewegung etwas erholt, erklärte er, wie er erst nach meiner Abreise erfahren, daß ich in Le Mans gewesen sei, sonst würde er mich in seiner Vaterstadt persönlich begrüßt haben. Um so weniger habe er dem Drange seines Herzens widerstehen können, diese Begrüßung in Rom nachzuholen. Als den Hüter des Grabes des heiligen Liborius liebe und verehre er mich wie seinen Bischof. Er habe meine Geschicke mit der größten Theilnahme verfolgt. Er wünsche nichts sehnlicher, als zur Erleichterung meiner Lage beitragen zu können. Ich möchte doch in Le Mans meinen bleibenden Auf-

enthalt nehmen und über eines seiner drei dortigen Häuser verfügen.

Die ganze Erscheinung dieses Mannes und seine oft durch Thränen erstickten Aeußerungen rührten mich ebenfalls tief bis zu Thränen.

Dieses Begegniß hat unter Anderm auch deßhalb in mir eine angenehme Erinnerung zurückgelassen, weil es mir zur Bestätigung diente, daß durch meinen Besuch in Le Mans das schon so lange bestandene Band zwischen dieser Kirche und der Kirche von Paderborn neu befestigt worden sei.

Ich war in Le Mans nicht weit von Solesmes und es ergriff mich ein unwiderstehliches Verlangen, diese berühmte, ehrwürdige Benediktiner-Abtei zu besuchen.

Ich wollte die Stätte sehen, wo der jüngst verblichene Dom Guéranger gewirkt, der durch seine Schriften (wer kennt nicht vor allen sein „liturgisches Kirchen-Jahr?") und durch das Beispiel seiner Tugenden die ganze katholische Welt erbaut; ich wollte das Kloster sehen, das der Kirche einen Kardinal Pitra geschenkt; sehen wollte ich endlich ein Ordenshaus, wo die Regel des heiligen Benedikt in ihrer ganzen Reinheit geübt werde und wo Tag und Nacht das Lob Gottes erschalle.

Noch an demselben Sonntage reiste ich von Le

Mans dahin ab und traf nach einer dreiviertelstündigen Fahrt auf der Eisenbahn hier gegen Abend ein, vom Hochwürdigsten Abte, Couturier, dem liebenswürdigen, edlen und frommen Nachfolger des gefeierten Dom Guéranger, sowie von den Vätern, Novizen und Brüdern des Convents auf's freundlichste bewillkommt.

Unter den Vätern der ehrwürdigen Abtei war mir einer bereits persönlich bekannt, Dom Paquelin, der einige Jahre früher, wenn ich nicht irre, im Jahre 1872, bei mir in Paderborn vorgesprochen. Er machte damals eine Reise nach Eisleben, zu der Stätte der ehemaligen berühmten Benediktinerinnen-Abtei (Helbede, jetzt Helfta), worin die heilige Gertrudis und die heilige Mechtildis gelebt, über welche er zum Zwecke der Herausgabe der Offenbarungen dieser beiden heiligen Jungfrauen urkundliche Nachrichten sammeln wollte.

Er hatte das äußerst interessante Werk Revelationes Gertrudianae et Mechtildianae (Offenbarungen der heiligen Gertrudis und der heiligen Mechtildis) in zwei starken Oktavbänden mittlerweile erscheinen lassen, wovon er mir den ersten bereits im Jahre 1875 nach Wesel zugesandt hatte.

Derselbe hat sich auch noch durch eine andere, ihm von Dom Guéranger übertragene Arbeit der

katholischen Welt vortheilhaft bekannt gemacht, durch die Biographie der Madame de Cossé-Brissac [1]), welche mit ihrer Mutter, die nach dem Ausbruche der französischen Revolution aus Frankreich fliehen mußte, als vierjähriges Kind nach Münster kam, wo ihre Familie viel im Kreise der Fürstin Gallitzin und Stolbergs verkehrte, bis sie nach dem Sturze Napoleon's nach Frankreich zurückkehren durfte und die inzwischen herangewachsene junge Gräfin in den Orden der Benediktinerinnen vom heiligen Sakramente eintrat, als dessen Zierde sie am 21. December 1869 im hohen Alter von 82 Jahren ihr heiliges Leben heilig endete.

Die Erwartungen, mit denen ich nach Solesmes gegangen, wurden durch die Wirklichkeit übertroffen.

Welch' ein süßer heiliger Friede schwebt nicht über dieser ehrwürdigen Stätte! Welch' ein auferbauender Chor- und Gottesdienst, welch' ein herzerhebender Choralgesang, welch' ein Geist der brüderlichen Liebe, der Demuth, des Gehorsams, der Dienstfertigkeit, der pünktlichsten Erfüllung aller klösterlichen Pflichten und zugleich dieser aus den Augen aller Bewohner des Klosters hervorblickende Seelen-

1) Vie et Souvenirs de Madame de Cossé-Brissac. Paris, Victor Palme.

friede, diese Heiterkeit und Freudigkeit, die sich in ihrem Antlitze spiegelt! Da sieht man so recht, wie die Gottinnigkeit und die Gottseligkeit unmittelbar nahe zusammen wohnen. Es schien mir, ich athmete wie in einer höheren Atmosphäre, und ich sähe alles Liebe und Schöne, was ich über den wahren ursprünglichen Geist des Ordenslebens in den Büchern gelesen, hier leibhaft vor Augen. Welches Glück empfand ich nicht beim Anblicke und im Kreise so vieler guter, edler, heiliger Seelen! Ich gedachte anfänglich, nur kurze Zeit hier zu verweilen und von hier aus nach Paray-Le-Monial zu reisen; aber ich fand mich hier so heimisch, daß ich mich fünf ganze Tage hier festhalten ließ. Ich bewegte mich zugleich viel in Gottes freier Natur; die herrliche Lage der Abtei auf einer mäßigen Anhöhe, die schöne Aussicht in das liebliche Sarthe-Thal, das eben hervorsprossende Grün des nahen Waldes und die milde, angenehme Frühlingsluft — alles Das lud von selbst dazu ein.

Ich habe mich übrigens hier auf's Neue überzeugt, wie weit reichend und nachhaltig das gesegnete Wirken eines tüchtigen Menschen sei, der ganz seiner Pflicht und seinem Berufe lebt. Das ganze Kloster Solesmes, wie es jetzt ist, ja das ganze Dorf, das sich um dieses Kloster herum angebaut, ist das Werk

Dom Guéranger's. Er hat diesem Kloster, dem er Decennien hindurch als Abt vorgestanden, ja er hat der ganzen Umgegend unvertilglich die Spuren seines Geistes und seines Wirkens eingedrückt. Es gibt wohl im ganzen Sarthe-Departement keinen populäreren Namen. Geistlich und weltlich, Ordensmänner und Ordensfrauen, hoch und niedrig, alles spricht diesen Namen mit Verehrung aus. Auch das Kloster der Benediktinerinnen in Solesmes, die sogenannte Abtei der heiligen Cäcilia, ist eine Schöpfung von Dom Guéranger; die gegenwärtige kaum dreißig Jahre alte vortreffliche Abtissin dieses Klosters, das, seit dem Jahre 1866 gegründet, jetzt vielleicht eines der bedeutendsten contemplativen Frauen-Klöster in ganz Frankreich ist, ist von ihrer Kindheit an von ihm selbst unterrichtet und zur Ordensfrau herangebildet worden.

Die guten Ordensmänner gaben mir bei meiner Abreise eine Adresse an den Heiligen Vater aus Anlaß seiner fünfzigjährigen bischöflichen Jubelfeier mit und ich glaubte mich für die Liebe, womit sie mich aufgenommen, nicht dankbarer beweisen zu können, als indem ich ihnen von Rom aus den speciellen apostolischen Segen des Heiligen Vaters mit des letzteren eigener Namensunterschrift übersendete. Sie haben mir später hierüber ihre große Freude zu er-

kennen gegeben, wie ich die schönen unvergeßlichen Tage, die ich bei ihnen zugebracht, stets segnen werde.

Meine Ankunft in Rom.

Da ich mich so lange in Solesmes hatte festhalten lassen, konnte ich die früher beabsichtigte Reise nach dem Gnadenorte Paray-le-Monial nicht mehr zur Ausführung bringen, sondern trat am Freitag, den 27. April, von Solesmes direkt die Reise nach Rom an, wo ich in den ersten Tagen des Maimonats eintreffen wollte. Die Reise führte mich über Tours, wo ich für einige Stunden ausstieg, um dem heiligen Martinus meine Verehrung darzubringen. Man hat, ich weiß nicht wann, sein Grab durch einen glücklichen Zufall wieder aufgefunden und ist jetzt eben damit beschäftigt, über ihm eine neue Kirche zu erbauen.

Fälschlich hatte ich bis dahin angenommen, das Grab des heiligen Martinus befinde sich in der dortigen Kathedrale. Nachdem ich auch dieser einen leider zu kurzen Besuch abgestattet, setzte ich meine Reise nach Macon fort, um dort die Haupteisenbahnlinie zu erreichen. Gegen sechs Uhr Abends setzte ich mich auf die Eisenbahn, um den Nachtzug zu benutzen. Es war aber eine recht mühselige Nachtreise, indem ich auf

diesen Seitenlinien nicht weniger als achtmal die Waggons zu wechseln hatte. Wie froh war ich daher, als ich mit dem anbrechenden Morgen in Macon die Hauptlinie wieder erreicht! Es ging nun von da nach einem kurzen Aufenthalte durch eine sehr romantische Gegend und zuletzt durch die Berge Savoyens nach Chambery, wo wir Samstag Abends — am 28. April — sehr ermüdet ankamen. Nachdem ich am anderen Morgen die heilige Messe celebrirt, besah ich mir die wunderschön zwischen hohen schneebedeckten Bergen gelegene alterthümliche Stadt, ich besuchte ihre Kirchen und Klöster, unter Anderem das prachtvoll gelegene Haus der Damen vom Sacré Coeur und das Haus der Salesianerinnen, sowie einige andere Merkwürdigkeiten der Stadt, namentlich das alte Stammschloß der Herzoge Savoyen's.

Die übrigens nicht besonders imponirende Kathedrale, wie auch alle anderen Kirchen fand ich beim sonntäglichen Vor- wie Nachmittags-Gottesdienste sehr besucht und die Haltung der Gläubigen während des Gottesdienstes machte überall den besten Eindruck. Auch alles, was ich sonst über den religiösen und sittlichen Charakter der Bevölkerung Savoyen's von glaubwürdiger Seite vernahm, lautete sehr günstig. Es ist dieselbe ein vortrefflicher Menschenschlag, einfach, gutmüthig, genüg- und arbeitsam, gläubig. Ich fand eine

große Aehnlichkeit zwischen den Savoyarden und den Tyrolern, nur schienen mir die ersteren von der modernen Cultur und dem mit ihr Hand in Hand gehenden Sittenverderbniß noch weit weniger berührt.

Den Erzbischof von Chambery traf ich leider nicht zu Hause; dafür aber erfreute mich durch seine Liebe und Gastfreundschaft um so mehr der gegenwärtig ebenfalls in Chambery weilende hochbetagte Bischof Gros, früherer Bischof von Tarentaise, gegenwärtig bischöflicher Ehrenchorherr von St. Denis, als welcher er mit einem ausreichenden Einkommen ein wirkliches otium cum dignitate genießt. Am anderen Morgen nach meiner Ankunft in Chambery, gleich als er von meiner Ankunft Kenntniß erhalten, bemühte er sich trotz seines hohen Alters persönlich zu mir, um mich als einen alten Bekannten (wir kannten uns vom Vatikanischen Concil her) mit freundlichster Zuvorkommenheit zu begrüßen und mich zu Tische bei sich einzuladen. Ich folgte seiner Einladung und fand eine zahlreiche Gesellschaft, unter Anderen sämmtliche geistliche Herren des Domkapitels bei ihm versammelt, in deren Mitte ich unter sehr interessanten Gesprächen besonders über Vatikanisches Concil und Culturkampf einen recht angenehmen Nachmittag verlebte.

Ich beabsichtigte von Chambery noch einen Ab-

stecher nach dem etwa fünf Meilen davon entfernten Annecy zu machen, um dem heiligen Franz von Sales und der heiligen Johanna Franziska von Chantal meine Verehrung zu erweisen. Man rieth mir aber davon ab, indem man mir sagte, daß man jetzt mit der Restauration der Sanktuarien beschäftigt und der Zutritt zu denselben deßhalb sehr erschwert sei. Ich entschloß mich daher, am Dienstag, den 1. Mai, von Chambery meine Reise durch den gewaltigen Mont-Cenis über Turin und Genua direct nach Rom fortzusetzen. Am Freitag, den 4. Mai, am Feste der heiligen Monika, Mittags gegen zwölf Uhr, hatte ich die Reise glücklich zurückgelegt und befand ich mich — jetzt zum fünftenmale — in der Hauptstadt der Christenheit.

Mein Aufenthalt in Rom.

Meine Leser haben über die Hauptstadt der Christenheit, insbesondere über ihre heiligen Stätten und Heiligthümer, sowie über die gewaltigen Eindrücke, die das katholische Herz hier empfängt, schon so Vieles gehört oder gelesen, und ich selbst habe meinen lieben Diöcesanen in den Berichten, die ich ihnen nach meiner Rückkehr von meinen verschiedenen Romreisen in der Regel erstattet, schon so Vieles

davon erzählt, daß ich mich auf Beschreibung der schon so oft beschriebenen Dinge hier nicht weiter einzulassen brauche. Freilich macht Rom mit seinen erhabenen Kirchen und Heiligthümern auf den gläubigen Katholiken, der es zum erstenmale sieht, lebhaftere und stärkere Eindrücke. Er fühlt sich in Rom, wie in einer ganz anderen Welt und er kommt nicht aus dem Staunen heraus. Die Gewohnheit übt auch hier ihre mehr oder weniger abstumpfende Wirkung aus. Auf der anderen Seite habe ich aber an mir selbst die Erfahrung gemacht, daß man Rom desto lieber gewinnt, je mehr man es kennt, und je länger man darin verweilt. Man glaubt es dann nicht bloß, was man so oft gehört; je länger, je mehr fühlt man es auch, daß Rom wirklich des Katholiken geistliche Heimath, daß es seine wirkliche geistliche Vaterstadt ist. Wie herrlich ist Neapel! Die reizende Natur, die milde Luft, das rauschende Meer, der feuerspeiende Vesuv, die nahen Inseln, der reine blaue Himmel, die üppige Vegetation, — man meint, wenn man alles Das zum erstenmale sieht, man sei auf einmal mitten in's Paradies versetzt. Ich konnte, als ich zum erstenmale in Rom war, der Versuchung, auch Neapel mitzunehmen, ebenfalls nicht widerstehen, obgleich damals noch keine Eisenbahn dahin führte und die Reise dahin noch

nicht so leicht von Statten ging. Es war im Monate April des Jahres 1859. Wie Alle, die Neapel zum erstenmale sehen, war ich durch die Herrlichkeiten der Stadt und ihrer Umgebungen völlig entzückt. Aber heimisch, glaube ich, würde ich auch bei einem noch so langen Aufenthalte mich hier niemals fühlen. Ich hatte mich hier kaum acht Tage aufgehalten, so zog mich die Sehnsucht meines Herzens wieder nach Rom. Neapel ist, wie die andern großen Städte der Welt, eine völlig moderne Stadt; Rom dagegen trägt, wie die Kirche selbst, deren Mittelpunkt sie ist, ungeachtet diese Stadt Katastrophen über Katastrophen erlitten, den Typus des ehrwürdig Alterthümlichen, des Unvergänglichen und Ewigen an sich. Das die Stadt Rom schmückende Epitheton ewig ist zwar altheidnischen Ursprungs, aber auch von dem ursprünglichen Erfinder dieses Epitheton gilt der Spruch: „Der Mensch denkt und Gott lenkt.“ Nicht das alte heidnische, sondern das christliche Rom ist die ewige Stadt.

Um so widriger ist der Eindruck, den die von der neu-italienischen Regierung ins Werk gesetzte Modernisirung der Stadt macht. Gleich als ich nach meiner diesmaligen Ankunft von der Eisenbahn aus die ersten Straßen passirte, empfing ich diesen widrigen Eindruck. Ich sah, wie man überall in den

Straßen den Boden aufwühlte, wie man überall Altes niederriß und zerstörte, um dafür Neues aufzubauen. In manchen Stadtvierteln erkannte ich mich kaum wieder. Den peinlichsten Eindruck aber machten auf mich die beim Kolosseum ausgeführten Veränderungen oder vielmehr Zerstörungen. Früher der hier so sinnig angebrachte heilige Kreuzweg mit dem in der Mitte aufgerichteten Kreuze, wo jeden Freitag, besonders in der heiligen Fastenzeit, Schaaren frommer Beter das Geheimniß unserer Erlösung anbeteten, — und heute ist jede fromme Erinnerung an dieses Geheimniß hier spurlos verschwunden. Und wenn ich an den theils niedergerissenen, theils zu profanen Zwecken benutzten, z. B. in Pferdeställe verwandelten alten ehrwürdigen Klöstern vorüberging; wie traurig und herzzerreißend war nicht ein solcher Anblick! Ich wandelte öfters einsam und allein die Straßen Roms auf und ab und in der Regel waren es dann traurige Vergleiche zwischen dem Ehemals und dem Jetzt und die hieran sich schließenden wehmüthigen Betrachtungen, denen ich mich auf diesen Spaziergängen frei überließ.

Was aber den christlichen Betrachter, der Rom früher sah und es jetzt wieder sieht, noch trauriger stimmt, ist die Wahrnehmung der durch die moderne Cultur in die Hauptstadt der Christenheit importir-

ten sittlichen Schäden. Ich sage Wahrnehmung dieser Schäden; denn man kann die sittlichen Verwüstungen, welche unter dem gegenwärtigen Regimente in die Hauptstadt der Christenheit eingedrungen sind, allerdings auch wahrnehmen. Solche unsittliche Bilder konnte man in den Schauläden unter der päpstlichen Regierung nicht sehen, von den durch die jetzige Regierung concessionirten Häusern des Lasters gar nicht zu reden. Man meint, dieser veränderte sittliche Zustand der Stadt präge sich sogar auch in den Physiognomien aus. Sie haben meist einen ganz von dem der früheren Bewohner unvortheilhaft abstechenden Ausdruck. Es sind allerdings meist nicht die eingeborenen Römer, sondern ein aus allen Weltgegenden zusammengelaufenes Gesindel, das man auf den Straßen Roms sich herumtreiben sieht und das durch seinen kecken und frechen Gesichtsausdruck einen so unangenehmen Eindruck macht.

Daß aber durch den von Außen eingeschleppten Giftstoff nach und nach auch die eingeborenen, und bis dahin besseren Elemente angesteckt werden müssen, ist bei der Schwäche der menschlichen Natur zu erklärlich.

Hierzu kommt, daß die gegenwärtige Regierung der Wirksamkeit der Kirche, die hier allein helfen könnte, überall Fesseln anlegt. Ihre Kloster-Güter

und ihre reichen milden Stiftungen, womit die Kirche das physische und moralische Elend bekämpfte, hat sie eingezogen und dicht neben ihre Lehrkanzeln der Wahrheit läßt sie die Lehrkanzeln der Pestilenz sich aufbauen. Wenn ich nicht irre, zählt Rom, seit es der weltlichen Herrschaft des Papstes entrissen ist, schon vierzehn protestantische größere oder kleinere Kirchen mit vielleicht ebenso vielen protestantischen Schulen, worin man für den Protestantismus und den Unglauben förmlich Propaganda macht. Besonders sollen außer deutschen englische und amerikanische Seelenkäufer es sich viel Geld kosten lassen, katholische Kinder in diese glaubenslosen Schulen hineinzutreiben. Hat man doch jüngst sogar in der Nähe des Vatikans eine protestantische Schule etablirt.

Solche enorme Anstrengungen macht man, den Katholicismus ins Herz zu treffen, ihn, wenn es möglich wäre, in Rom selbst zu zerstören. Die Juden, die Freimaurer und die Protestanten aller möglichen Schattirungen, die, unter sich noch so uneinig, alle gegen den Katholicismus einig sind, betreiben diese Dekatholisirung Roms aus Haß gegen die katholische Wahrheit; die Regierung, welche den Besitz Roms für so lange unsicher hält, als es der Kirche und ihrem Oberhaupte ergeben ist, verfolgt dieses System

der Dekatholisirung Roms und Italiens aus Politik und gibt durch diese ihre kirchenfeindliche Haltung die Illustration zu dem bekannten Worte Cavour's: „Die freie Kirche im freien Staate."

Ich habe mich gefragt, ob ich diese traurigen Verhältnisse Rom's hier berühren sollte: aber warum sollte ich sie verschweigen oder vertuschen? Wird doch durch diesen traurigen Thatbestand mehr wie durch alle theoretischen Auseinandersetzungen die Wahrheit Dessen erhärtet, was wir katholische Bischöfe und was alle kirchentreuen Priester und Laien immer behauptet und vertheidigt haben: Rom ist nur Rom und wird nur Rom sein, wenn es auch in weltlicher Hinsicht vom Papste beherrscht wird, und wir Katholiken können und werden uns nicht beruhigen, bis der mit brutaler Gewaltthat beraubte Papst in den faktischen Besitz Rom's und des Kirchenstaates wieder hergestellt ist. Eher bis diese himmelschreiende revolutionäre Gewaltthat nicht gesühnt und wieder gut gemacht ist, eher wird sich auch der jetzt Alles verschlingende Schlund der in der Welt zur Herrschaft gelangten Revolution überhaupt nicht wieder schließen.

Wenn ich aber Rom bei meiner letzten Anwesenheit daselbst vielfach sehr unvortheilhaft verändert fand, den Heiligen Vater, der diese Veränderungen

seines Rom so mit ansehen muß und der sie schon so oft und so schmerzlich beklagt hat, ihn sah ich noch unverändert. Gleich am ersten Tage nach meiner Ankunft in Rom, am 5. Mai, erhielt ich die nachgesuchte Privat-Audienz. Es war gerade derselbe Tag, an dem ich achtzehn Jahre früher von meiner ersten Romreise in die zu meinem Empfange mit Kränzen und Laubgewinden so reich geschmückte Paderstadt eingezogen war.

Nie werde ich diesen schönen 5. Mai vergessen. Der Heilige Vater nahm mich mit einer väterlichen Huld und Liebe auf, die mich Alles, was in den letzten drei Jahren an Schmerz und Leid über mich gekommen, vergessen ließ. Es war diese Stunde, wo ich mich so ganz wieder an sein väterliches Herz schmiegen, und wo ich alle Bekümmernisse und Sorgen, die mich beengten, alle durch die Verfolgung erfahrenen Leiden, aber auch alle mir durch die Treue meiner geliebten Diöcese bereiteten Freuden ganz vor ihm ausschütten konnte, und wo anderseits der in seinem eigenen Hause gefangene hochverehrte Dulder sein Herz voll Liebe so weit gegen mich öffnete, — es war diese Stunde eine der glücklichsten meines Lebens, und selbst die süße Erinnerung an sie würde ich für nichts in der Welt hingeben. Nach der dreiviertelstündigen Unterredung, wodurch er mich so

hoch erfreut und beglückt, durfte ich ihm auch meinen Geheim-Sekretär, den Geistlichen Rath Stamm, mit zwei Priestern der Diöcese Münster vorstellen (aus meiner Diöcese waren bis zu diesem Tage leider noch keine Pilger angekommen), die er ebenfalls mit großer Huld aufnahm und väterlich segnete.

Ich begrüßte dann noch, wie solches nach einer Privataudienz beim Heiligen Vater üblich, den Cardinals-Staatssekretär Simëoni, den ich als vormaligen Sekretär der Propaganda bereits früher persönlich kennen und schätzen gelernt und begab mich dann etwa gegen zehn Uhr Abends beglückt in meine Wohnung zurück.

Bis dahin war sowohl in Frankreich, wie in Italien mein Incognito strengstens bewahrt geblieben. Ich hatte dafür die größte Sorge getragen; denn ich kannte die neu-italienische Regierung und ihr Verhältniß zur preußischen. Aber gleich am andern Tage nach der mir zu Theil gewordenen Privataudienz beim Heiligen Vater stand die Meldung meiner Ankunft in Rom in den öffentlichen Blättern.

Ich wurde zuerst darauf aufmerksam gemacht durch den Erzbischof und Cardinal Ledochowski, der mich für den folgenden Tag — den 6. Mai — mit den Bischöfen von Regensburg und Graz zu Mittag

bei sich eingeladen und der mir deßhalb mit Hinweis auf sein eigenes Beispiel die größte Vorsicht empfahl. Das erste Blatt, das diese Nachricht brachte, war freilich ein kirchenfreundliches, das, ich weiß nicht wie, von meiner Ankunft in Rom und von meiner liebevollen Aufnahme beim Heiligen Vater Kenntniß erlangt, und das wegen der Indiskretion, womit es diese Nachricht ins Publikum gebracht, von competenter Seite eine Zurechtweisung erhielt. Aber es dauerte nicht lange, so bemächtigte sich die kirchenfeindliche Presse der Sache. Besonders waren es die „Capitale“ und „Fanfulla,“ die mich von da an Tag für Tag mit den giftigsten Artikeln verfolgten, mich der Regierung als einen von Preußen steckbrieflich verfolgten Flüchtling förmlich denuncirten und diese gegen mich aufhetzten.

Viele um mich besorgte Freunde, unter Andern auch mehrere Cardinäle, ertheilten mir den Rath, meine Wohnung zu wechseln und stets nur im Civilanzuge auszugehen. Man war allgemein der Ueberzeugung, daß bei diesen Tag für Tag in den genannten Tagesblättern gegen mich erscheinenden Hetzartikeln man durch Spione mich umlauern ließe. Ob diese Ansicht zutreffend war, lasse ich dahin gestellt sein; aber die Linie meines Verhaltens war mir nun vorgezeichnet.

Ich ging von da ab nur im Civilanzuge aus und zwar in einem solchen, der mich Allen, die mich nicht genau kannten, unkenntlich machen mußte. Durch einen solchen Anzug gleichsam maskirt, wohnte ich den damals aus Anlaß der Feier des fünfzigjährigen Bischofs-Jubiläums des Heiligen Vaters in Rom von Seiten der Pilger stattfindenden Versammlungen bei und machte ich alle meine Besuche auch bei den Cardinälen.

Gewiß war es für mich ein eigenes Gefühl, selbst hier in der Hauptstadt der Christenheit, als katholischer Bischof, verkleidet ausgehen zu müssen. Auch wurde mir, wie es nicht anders sein konnte, durch die Gefahr, wodurch meine persönliche Sicherheit beständig bedroht war, die Annehmlichkeit und Freude meines Aufenthaltes in der ewigen Stadt vielfach verkümmert. Gleichwohl schätze ich mich glücklich, diese Tage in Rom verlebt zu haben.

Was mir trotz dieser mir bereiteten Nachstellungen und Gefahren die Erinnerung an diese Tage so angenehm macht, ist außer der auf's Neue erfahrenen großen Liebe des Heiligen Vaters meine Theilnahme an der denkwürdigen goldenen Jubelfeier, die eines der schönsten Blätter der neueren Geschichte der Kirche schmückt und darin dem Gedächtnisse aller künftigen Jahrhunderte aufbewahrt bleiben wird.

Welche Anstrengungen sind besonders in diesen letzteren Decennien in der ganzen Welt gemacht worden, um die Anhänglichkeit, die Liebe und Treue des katholischen Volkes gegen den Stuhl Petri zu erschüttern! Wie ist nicht nun schon so lange auf allen Punkten des Erdkreises in allen Tonarten das Lied gesungen worden: „Rom soll und muß fallen!“ Den Taktschlag zu diesem Liede aber hat man in Deutschland geführt. Es scheint fast, als ob die Parteien, welche darin jetzt das große Wort führen, von der Ansicht beherrscht seien: das neue Reich sei nur deßhalb entstanden, um dem Papstthum, d. i. dem Reiche Jesu Christi, ein Ende zu machen.

Seitdem es entstanden, hallt auf allen Tribünen und öffentlichen Lehrkanzeln, in allen liberalen Versammlungen, in der ganzen liberalen Presse das Fluchwort des deutschen „Reformators“ wider: „Gott erfülle euch mit dem Hasse des Papstthums.“ Atheisten und Materialisten, orthodoxe Juden und Reformjuden, Protestanten und Protestantenvereinler, Deutschkatholiken und Altkatholiken — alle dürfen sich im neuen deutschen Reiche ihres Daseins erfreuen und finden darin einen weiten und breiten Raum; die treuen Katholiken, die an der göttlichen Institution des Papstthums festhalten, sind die ein=

zige Partei, der man das Leben in diesem Reiche sauer zu machen sucht.

Das Papstthum ist im Grunde der einzige Punkt, um den sich der ganze leidige Culturkampf dreht, und ich bin überzeugt, würden die „abgesetzten“ und verbannten Bischöfe sich heute vom Papstthum emancipiren, so würden sie sich morgen in allen ihren Ehren und Würden rehabilitirt sehen.

Und trotz aller dieser nun schon so lange gegen den Stuhl Petri gerichteten Machinationen und Gewaltanstrengungen doch diese ungeschwächte, ja diese gesteigerte Anhänglichkeit und diese unvergleichliche Liebe und Begeisterung, womit die verschiedenen Länder und Völker des katholischen Erdkreises aus Anlaß dieser goldenen Jubelfeier des Heiligen Vaters diesen Stuhl Petri auf's neue umfangen, womit sie, auch die entferntesten der Erde, durch ihre zu dieser Feier gesandten Repräsentanten nicht nur ihre schönsten, kostbarsten und reichsten Geschenke, sondern auch ihre Herzen selbst ihm dargebracht! Welch' ein rührendes und erhebendes Schauspiel, das um die Zeit dieser Feier länger als einen Monat hindurch die ewige Stadt darbot, welch' ein wogendes Zu- und Abströmen der Massen von Pilgern, die aus allen Völkern und Zungen in der Hauptstadt der Christen-

heit, Viele unter den größten Beschwerden und Anstrengungen, zusammengeströmt waren, welch' eine Gluth der Liebe und Begeisterung, womit sie dem erhabenen Jubelgreise nahten und ihm die Huldigung ihrer Herzen darbrachten! Wo gibt und gab es einen König oder Kaiser der Welt, dem Millionen Herzen jemals mit solch' einer Liebe und Begeisterung entgegengejubelt, ja, wo hat es je, so lange die Kirche steht, einen Papst gegeben, der so in den Herzen lebt und so über die Herzen regiert, als unser kreuz- und glorreicher Papst Pius IX.!

Auf die schon von vielen anderen Federn beschriebenen Details dieser ewig denkwürdigen Jubelfeier will ich hier nicht weiter eingehen, aber einen Gedanken, der sich mir als Augenzeuge derselben aufgedrängt hat, kann ich nicht unterdrücken.

Man findet vielfach die Meinung verbreitet, Pius IX. habe in Privat-Unterredungen die feste Zuversicht geäußert, er werde seinen und der Kirche Triumph noch erleben. Ich weiß nicht, ob diese Meinung gegründet ist, aber mehrmals dachte ich, als ich Zeuge dieser Feier war, ist denn diese Feier selbst nicht schon ein wirklicher Triumph des Papstthums und der Kirche? Ich weiß es wohl, ein in seinem eigenen Hause gefangener Papst ist nicht ein

normales Verhältniß. Aber Gott, der auch aus Ueblem Gutes schafft, bedient sich dieses abnormalen Verhältnisses als eines Mittels für seine höheren Zwecke. Er, der die Herzen der Menschen regiert und sie wie die Wasserbäche lenkt, er hat diesen Millionen katholischer Herzen diese Liebe und Begeisterung für den hehren Jubelgreis eingegeben, und seine Jubelfeier so vor Aller Augen verherrlicht, um der Welt auf's Neue recht handgreiflich zu zeigen, daß das Papstthum einen Glanz hat, der auch durch die tiefste äußere Schmach und Erniedrigung nicht ausgelöscht werden kann, daß es also nicht von dieser Welt ist, sondern daß es seine Wurzeln im Himmel hat. Der Gebieter des neu-italienischen Königreiches, der Pius IX. seines weltlichen Thrones beraubt hat, sitzt trotz des äußeren Glanzes, womit er sich umgibt, dort in seinem Quirinal unbeachtet, ja mißachtet, kein Mensch kümmert sich um ihn; wenn er in seiner glänzenden, mit sechs Rossen bespannten Karosse durch die Straßen Roms dahinfährt, wird er (ich bin selbst Dessen mehrmals Zeuge gewesen) von Niemanden gegrüßt; und Alles rennt, wogt und drängt sich zum Vatikan, um dem darin Gefangenen und seiner weltlichen Krone Beraubten Huldigungen zu erweisen, wie sie noch kein König der Welt empfangen hat. Welch' ein Contrast und welch' ein Triumph

des Papstthums mitten in seiner äußeren Erniedrigung und Schmach, durch welche seine wahre Glorie nur desto heller und strahlender hindurchscheint!

Die Jubelfeier des Heiligen Vaters hatte aber für mich noch andere Vortheile und Annehmlichkeiten im Gefolge, welche mir die Erinnerung an jene in Rom zugebrachten Tage theuer und unvergeßlich machen.

Unter den zur Theilnahme an dieser Jubelfeier nach Rom gekommenen Pilgern befanden sich auch mehrere, theils Priester, theils Laien, aus meiner Diöcese und viele aus anderen deutschen Gegenden, die mir persönlich bekannt und befreundet sind. Wie groß war nicht meine Freude, diese meine lieben Diöcesanen und so viele deutsche Bekannte und Freunde nach so langer Trennung bei dieser Gelegenheit in der Hauptstadt der Christenheit wiederzusehen!

Besonders wohlthuend aber war mir zugleich das Begegnen mehrerer verehrter deutscher bischöflicher Brüder. Es waren zur Theilnahme an der goldenen Jubelfeier von deutschen Bischöfen gegenwärtig außer meinen verehrten Leidensgenossen, dem Erzbischofe von Köln und dem Bischofe von Münster, die Bischöfe von Ermeland, von Regensburg, von Eichstätt und der zu unser Aller Schmerz inzwischen heimgegangene Bischof von Mainz, dessen so nahen Hingang bei seinem da-

mals noch so kräftigen und gesunden Aussehen Niemand hätte ahnen können. Wir sahen uns häufiger und zu welchem Troste gereichte es uns nicht, uns nach solchen Erlebnissen und in solcher Zeit an den Gräbern der heiligen Apostel zusammenzufinden! Von den aus anderen Ländern damals in Rom anwesenden Bischöfen nenne ich als solche, die mir besonders befreundet, die Bischöfe von Lüttich, Basel, Poitiers, Bischof Mermillod und der Erzbischof von Philadelphia. Leider sahen wir uns nur ganz vorübergehend eines Tages im Vatikan. Sie waren später als ich in Rom eingetroffen und den Besuch, den sie mir, ohne mich zu Hause zu treffen, zuvorkommend abgestattet, konnte ich leider nicht erwidern, da ich, den Tag darauf, als er stattgefunden, mich schon zur Abreise rüsten mußte.

Ueberhaupt habe ich sehr viele liebe Besuche unerwidert lassen müssen, und es ist mir dieß hoffentlich nicht als Unhöflichkeit ausgelegt worden. Es war ein fortwährendes Kommen und Gehen und zwar von Besuchen von Pilgern aus allen Ländern. Man konnte hier so recht wahrnehmen, mit welch' einer sympathischen Théilnahme die Glaubensbrüder in allen Theilen der Welt unsere Kämpfe in Deutschland für die Freiheit der Kirche verfolgen. Es entstanden dabei oft die ergreifendsten Scenen. Von

dem Besuche und der rührenden Einladung des vornehmen Herrn aus Le Mans war oben schon die Rede. Eine ähnliche dringende Einladung erhielt ich durch den General-Vikar des Erzbischofs und Cardinal von Lyon, Herrn De Ser, anderer hier nicht zu erwähnen. Ich kann in Wahrheit sagen, daß ich mich durch solche Beweise der Theilnahme und Liebe oft bis tief in die Seele beschämt gefühlt.

Auch bei den Cardinälen und Prälaten der Römischen Kurie, mit denen ich häufige Unterredungen hatte, fand ich für die große Sache, die gegenwärtig von uns Katholiken im deutschen Reiche und besonders im Königreiche Preußen verfochten wird, das vollste Verständniß. Alle theilten die Ansicht, daß der ganze Culturkampf auf dem Gebiete der Schule werde ausgefochten werden, und daß am Schilde der Treue des katholischen Volkes alle gegnerischen Waffen schließlich macht- und wirkungslos abprallen würden. Vom Cardinal Bilio, dem verdienstvollen Präsidenten unserer Glaubens-Deputation beim Vatikanischen Concil, vernahm ich auch, daß sämmtliche Reden, die in der Aula des Concils gehalten worden, in der letzteren Zeit gedruckt worden seien, jedoch, da sie nicht in den Buchhandel gelangen, sondern nur für die künftigen Zeiten aufbe-

wahrt werden sollen, nur in zwanzig Exemplaren, wovon er mir selbst eins vorzeigte.

So oft ich früher in der Hauptstadt der Christenheit weilte, war es mir ein theures Anliegen, die heiligen Stätten und inbesondere die bekannten sieben Kirchen zu besuchen. Aber nur einmal, nämlich während meines ersten Aufenthaltes in Rom im Jahre 1859, habe ich die Wallfahrt zu diesen sieben Kirchen an einem Tage (St. Peter hatte ich, wie es üblich, schon am Vorabende besucht) zu Fuße zurückgelegt.

Am ersten Tage der Charwoche brach ich damals mit zehn anderen deutschen Pilgern, theils Laien, theils Priestern, laut den Rosenkranz vorbetend, in aller Frühe aus der Anima zunächst nach San Paul vor den Mauern auf. Nachdem ich hier in San Paul die heilige Messe celebrirt und den Kaffee genommen, machten wir uns wieder auf den Weg und besuchten ebenfalls laut betend der Reihe nach die fünf übrigen Kirchen: San Sebastian, San Johann im Lateran, Santa Croce in Jerusalem, Santa Maria Maggiore, San Lorenzo außer den Mauern. Wir kehrten etwa gegen drei Uhr Nachmittags von dieser Wallfahrt in unsere Wohnung in der Anima freilich sehr erschöpft zurück, und als nicht lange nachher der General der Jesuiten, Pater Beckx,

mir einen Besuch machte und von unserer zu Fuß zurückgelegten Wallfahrt Kenntniß erhielt, gerieth er vor Staunen außer sich und rief: „Das können nur Deutsche zu Stande bringen.“ Ich habe aber gefunden, daß das religiöse Gefühl, wenn man die Wallfahrt zu Fuß und auch unterwegs zwischen den Stationskirchen betend zurücklegt, viel mehr Befriedigung findet.

Auch bei meiner letzten Anwesenheit in der Hauptstadt der Christenheit wollte und konnte ich, ohne die Wallfahrt zu den sieben Kirchen gemacht zu haben, von Rom nicht scheiden. Aber sie zu Fuß zurückzulegen, dazu fühlte ich mich nicht im Stande. Was jedoch trotz der zu Wagen zurückgelegten Wallfahrt diesmal der Andacht mehr Innigkeit und Wärme gab, war wohl meine eigenthümliche Lage. Schon so lange verbannt aus dem Vaterlande, getrennt von der theuren Heerde, selbst hier in der Hauptstadt der Christenheit von Gefahren der persönlichen Sicherheit umgeben: da betet man auf den Gräbern der heiligen Martyrer mit mehr Inbrunst. Ich meine, ich hätte (und ich sage Gott dafür von Herzen Dank) die aus diesen Gräbern der heiligen Blutzeugen Jesu Christi aufsteigende Kraft an mir selbst empfunden; und ich hoffe, daß auch das Gebet, das ich Gott auf diesen Gräbern für meine theure Diöcese darge-

bracht, ihr Treue, Standhaftigkeit und wahren Bekenner-Muth erflehend, nicht unerhört bleiben werde.

Meine Abreise von Rom.

Da die kirchenfeindlichen Blätter täglich fortfuhren, gegen mich ihr Gift auszuspritzen, und in Folge davon die Gefahren meiner persönlichen Sicherheit sich täglich steigerten: glaubte ich mich diesen Gefahren entziehen zu müssen. Da ich aber nicht von Rom scheiden wollte, ohne für mich und meine theure Heerde den Segen des Heiligen Vaters mitzunehmen, erbat ich mir von ihm noch eine Privat-Abschieds-Audienz, die er mir, es war der Samstag vor Pfingsten, bereitwillig gewährte. Er schien mir von den unsäglichen Anstrengungen der vorhergehenden Tage sehr ermüdet und erschöpft, und daß er es wirklich war, bewies die Zurückbestellung aller anderen für diesen Tag bewilligten Privat- und öffentlichen Audienzen; gleichwohl war er wieder die Freundlichkeit und die Liebe selbst. Er drückte mir das tiefste Bedauern aus, daß ich durch die Umstände genöthigt sei, meine Abreise zu beschleunigen, hörte noch einige Vorträge über verschiedene Verhältnisse meiner Diöcese an, gewährte mir huldvoll die angebrachten Anliegen und mich und meine Diöcese segnend, schloß

er mich beim Abschied gerührt in seine väterlichen Arme, worauf ich ihm noch die damals in Rom anwesenden Diöcesanen und andere deutsche Bekannte und Freunde vorstellte, die er nach einigen väterlichen Worten ebenfalls segnete.

Nachdem mir nun noch diese Freude zu Theil geworden, rüstete ich mich zur Abreise. Da ich aber bei einigen Congregationen des heiligen Stuhles noch mehrere auf meine Diöcese bezügliche Geschäfte zu erledigen hatte, konnte sie erst am Donnerstage nach Pfingsten, den 24. Mai, stattfinden. Sie erfolgte, wie man mir den dringenden Rath ertheilt hatte, in aller Stille. „Wirst du wohl je in deinem Leben Rom und den Heiligen Vater noch einmal wiedersehen?" mit diesem Gedanken nahm ich von der ewigen Stadt Abschied und meine Seele war von diesem Gedanken tief bewegt.

Schluß.

Meine Reise zu dem in's Auge gefaßten Reiseziele ging glücklich von Statten, und seit dem 30. Mai d. J. weile ich in meinem gegenwärtigen Asyl. Am 4. August sind es drei Jahre geworden, daß ich von meiner theuren Heerde getrennt bin. Außer Gott ist sie jeden Tag mein erster und mein

letzter Gedanke. Meine Gebete, meine Sorgen, meine Studien und meine sonstigen Beschäftigungen sind ihr gewidmet. Ich werde ihr treu bleiben bis zum Tode, und ich hoffe zu Gott, sie werde auch mir die Treue bewahren. Es kommen allerdings manchmal Stunden der Versuchung, Stunden, wo mich der zaghafte Zweifel beschleicht, ob ich jemals zu ihr zurückkehren werde. Aber ich ermanne mich dann immer wieder durch den zuversichtlichen Aufblick zu Gott. Er hat alle Haare unseres Hauptes gezählt, und wenn meine Rückkehr seinem heiligen Willen gemäß ist, wird kein Culturkämpfer sie verhindern. Will er aber, daß ich getrennt von meiner Heerde in der Verbannung meine Augen schließe, so sage ich mit demuthsvoller Ergebung: Sein Wille geschehe.

Aber wenn wir „abgesetzte" und verbannte Bischöfe auch alle in der Verbannung sterben sollten: die Kirche und zwar auch die Kirche in unserem deutschen Vaterlande wird dennoch siegen. Er, dem alle Macht gegeben ist im Himmel und auf Erden, ist ihr Beschützer. Und so zahl- und einflußreich auch ihre Gegner sein mögen, es kommt die Stunde, wo es auch von ihnen heißen wird: „Die ihr nach dem Leben getrachtet, sind gestorben!"

Ferner erschien daselbst:

Reise
in
Deutschland, der Schweiz, Italien und Sicilien.

Von

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg.

Neu

herausgegeben im Anschluß an die Stolberg-Biographie von Joh. Janssen.

Zwei Bände.

gr. 8⁰. geh. Preis 9 M.

In elegantem Callico-Einband mit reicher Pressung auf Decke
Preis 12 M.

Ein wahrhaft classisches Werk ist die vorliegende Reisebeschreibung des berühmten Stolberg, welche aus fast täglichen Aufzeichnungen seiner Eindrücke und Beobachtungen erwuchs. Noch heute, bemerkt Professor Janssen mit Recht, gilt von diesem Werke, was des Verfassers Bruder, Graf Christian, darüber im Jahre 1821 schrieb: „Es möchte schwer zu entscheiden sein, ob Friedrich Leopold durch den Reichthum und die Mannigfaltigkeit seiner Wissenschaft, durch die Tiefe seiner classischen Kunde, durch seinen tiefen Kunstsinn, durch seine dichterischen Darstellungen der großen und schönen Natur, oder durch seinen regen Scharfblick und sein treffendes, besonders auch in politischem Bezug bewährt erfundenes Urtheil, unter der zahlreichen Menge der Reisebeschreiber sich am Auffallendsten auszeichne."

„Der hohe Adel des Gefühls", sagt Alfred Nicolovius, der Sohn von Stolberg's treuem Reisegefährten, „durch den sich Stolberg's Gedichte auszeichnen, trat in seiner Schilderung jener Reise auf's Neue hervor. Eine solche Reisebeschreibung hatte man vorher in deutscher Sprache nicht gelesen."

Janssen aber faßt sein Urtheil in folgenden Worten zusammen: „Wie große Fortschritte auch das Studium der Kunst seit dem Jahre 1791—1792 gemacht hat, und wie wenig man alle Kunsturtheile Stolberg's, insbesondere über die nachrafaelischen Werke, als richtig ansehen möchte, so viel steht fest, daß alle späteren Kunstkritiker und Reisebeschreiber von ihm gelernt, ihn vielfach ausgeschrieben, wenn auch selten citirt haben, und daß viele seiner scharfsinnigen Beobachtungen als gemeingiltig in die neuere Aesthetik übergegangen sind. — Er war einer der Ersten, der in Deutschland ein unbefangenes und richtiges Urtheil über Italien vermittelte."

